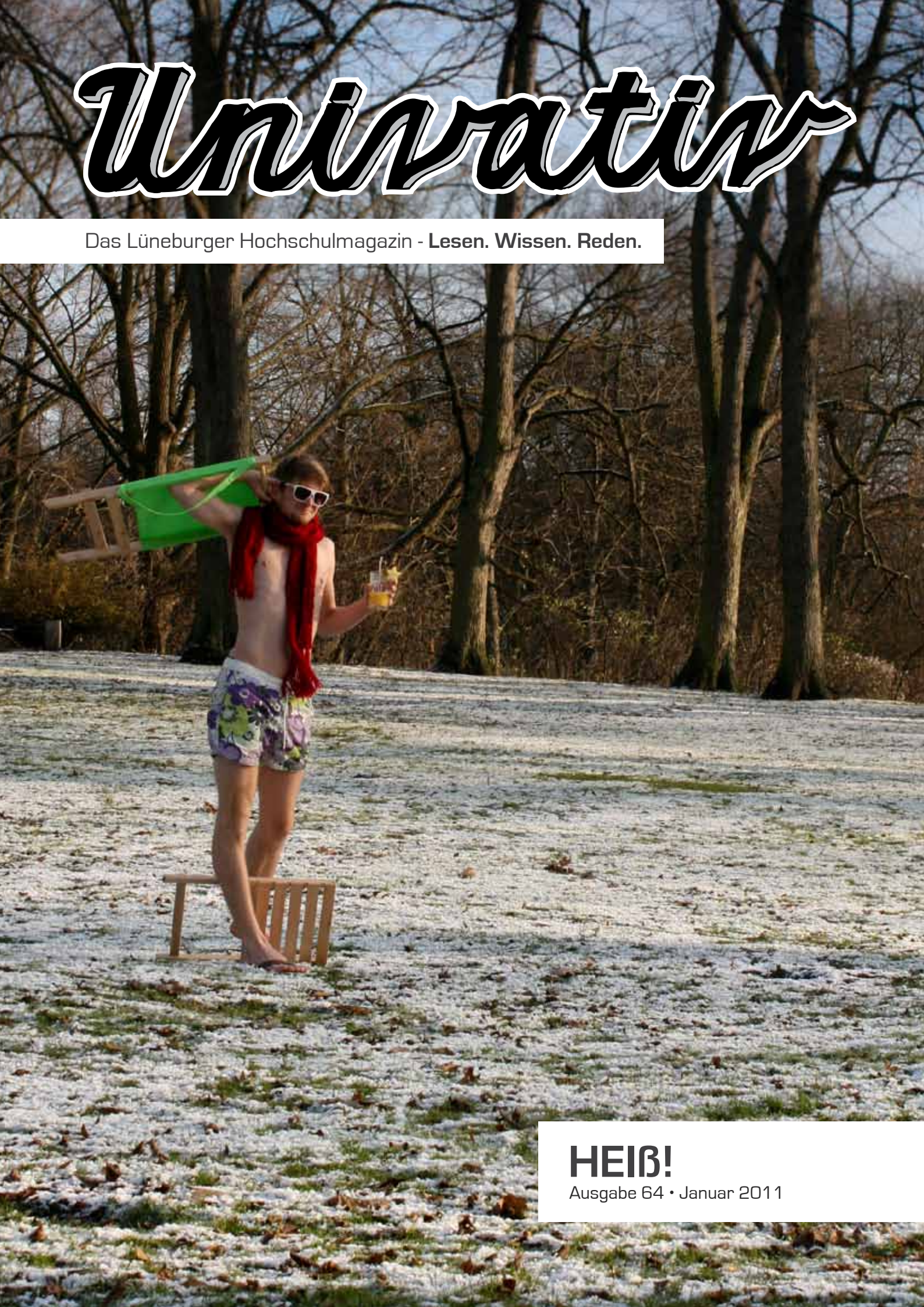
Univativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin - **Lesen. Wissen. Reden.**



HEIß!

Ausgabe 64 • Januar 2011

Inhaltsverzeichnis

» *Univativ* 64 • Januar 2011

» UMFRAGE

4 ***Univativ* Umfrage**
Was bringt dich an kalten Tagen ins Schwitzen?

» TITEL

5 **„Beautiful by Nature!“**
Runde zwei des Aktkalenders „Lüneburg Hüllenlos“
6 **„Welcome to Castor Country!“**
8 **Streitkultur international**
Sich in Harmonie zoffen bis die Fetzen fliegen
9 **Bist du scharfsinnig?**
Über die Lust am scharfen Essen
10 **Liebe ist … ja, was eigentlich?**
Antwortsuche in Seminar und Hörsaal
12 **Von Herdplatten putzen …**
… bis Eisen schmieden. Unser Leben ist sprichwörtlich heiß

» LÜNEBURG

13 **Manche mögen's heiß**
Schweißtreibende Berufe in Lüneburg und Umgebung
14 **Von der Uni in die Selbständigkeit**
Ein Lüneburger Student gründet seine eigene Firma
15 **Zimmer frei!**
Ehrliche WG-Gesuche

» STUDIERENDE AKTIV

16 **Social Banking?**
sneep veranstaltet eine Tagung zu Social Banking und nachhaltigen Investments
17 **Motivation vs. Müdigkeit**
Ein Tag im Otto-Group-Stipendienprogramm
18 **Musik, Theater und Gesang**
Haute Culture bringt Weihnachten auf die Bühne
19 **Was macht eigentlich …**
… eine Fachschaft? Vieles. Zum Beispiel Bowlen

» GLOBETROTTER

20 **Einmal Sonne und zurück**
Warum Pauschalurlaub auch schön sein kann - und warum auch nicht
21 **L.U.S.T. auf Tourismus**
Praxiserfahrung zwischen Köln und Nijmegen
22 **Erasmus – hin und weg**
Grüße aus meinem Auslandssemester in Barcelona

» CAMPUS INSIDE

23 **„Schon einen Platz im Audimax reserviert?“**
Innenansichten eines Fakes auf dem Campus
24 **Den Laden „schmeißen“**
Mister Tagesthemen Tom Buhrow und Journalistin Sabine Stamer im Interview
26 **Vorsicht, scharf!**
Bombenalarm an der Uni

» ZEITGEIST

27 **Frauensauna**
Neunzig Grad oder Der Feind in unserem Revier
28 **Selbstpornographisierung**
Der erotische Epilog des Feminismus
30 **Eine Hommage auf die Glühbirne**
Wie Peter Lustig ihr Ende erklären würde
31 **Diskrete Strukturen Teil 1**
Die Trennung

» SERVICE

32 **Das perfekte Dinner**
Drei Gänge, die euch einheizen
33 **Schwitzen und Genießen**
Drei Saunalandschaften in Lüneburg und Umgebung
34 **Univativ testet …**
Feuerzangenbowle
35 **Hjartan heißt isländisch: Herz**
Über Sudabeh Mohafezs Roman „brennt“
35 **Zu große Fußstapfen**
„Ajami – Stadt der Götter“
von Scandar Copti und Yaron Shani

Editorial

„Sommer ist die Zeit, in der es zu heiß ist, um das zu tun, wozu es im Winter zu kalt war." (Mark Twain)

Lüneburgs Giebel sind schneebedeckt und ein eiskalter Wind weht denen entgegen, die sich mit dem Fahrrad auf die glatten Wege zur Uni wagen: Der Winter ist da, und mit ihm die Zeit der dicken Jacken, Pudelmützen und frierenden Füße.

Damit euch das kalte Wetter von nichts, was ihr tun wollt, abhält, heizen wir euch mit dieser Ausgabe ein: Live dabei beim „heißen Herbst" im Wendland waren Lajos Rakow, Wiebke Melle und Heike Hoja (S. 6). Ganz warm wird Einigen von euch sicher auch beim Betrachten der Fotos im Aktkalender „Lüneburg Hüllenlos" werden, über den Jessica Albers, Sarah Benecke und Deborah Kunkel berichten (S. 5). Und wer dann immer noch friert, kann unseren Feuerzangenbowle-Testern auf Seite 34 nacheifern oder eines der heißen Rezepte (S. 32) probieren.

Wir hoffen, dass unser Heft ein bisschen Wärme in euren kalten Unialltag bringt. Bei unserem Cover-Model Sören hat es auf jeden Fall funktioniert. Ihm und seinen bunten Badeshorts wollen wir an dieser Stelle noch einmal herzlich für den unverfrorenen Einsatz im Schnee danken.

In diesem Sinne wünschen wir euch ein heißes Restsemester und viel Spaß mit dieser Ausgabe.

Christina Hülsmann, Birte Ohlmann und Lina Sulzbacher

Einsatz in der Kälte (Foto: Gesa Sörensen)

Herausgeber:
Univativ – das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:
C/o DSI Dachverband der Studierendeninitiativen,
Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg
E-Mail: *univativ@leuphana.de*
Webseite: *www.leuphana.de/univativ*

Redaktionsleitung:
Christina Hülsmann, Birte Ohlmann,
Lina Sulzbacher

Geschäftsführung und Anzeigen:
Norman Bos, Birte Ohlmann

Öffentlichkeitsarbeit:
Laura König

Webseite:
Jelka Göbel

Layout / Produktion:
www.damx.de / www.rimi-grafik.de

Titelbild:
Gesa Sörensen, Hendrik Eckhardt

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Nadine Adolph, Anna Aridzanjan, Jessica Albers,
Sarah Benecke, Christopher Bohlens,
Laura Brämswig, Björn Buß, Fabienne Erbacher,
Laura-Jane Freutel, Christian Friedrich,
Jelka Göbel, Anna-Lena Gundelach, Birte Hensen,
Heike Hoja, Christina Hülsmann, Kristin Jordan,
Leonie Kampmeyer, Kristin Koepke, Laura König,
Deborah L. M. Kunkel, Gwen Lesmeister,
Michelle Mallwitz, Jennifer Martin, Wiebke Melle,
Birte Ohlmann, Rachel Pekker, Lajos Rakow, Isabel Scholz, Merle Schroer, Lillian Siewert,
Lina Sulzbacher, A.U.

Redaktionssitzung:
14 tägl. Termine unter *univativ@leuphana.de*

Erscheinungsweise:
Vier Mal jährlich
Die Univativ Nr. 65 erscheint im April 2011

Schlussredaktion:
Anna Aridzanjan, Sarah Benecke, Björn Buß,
Laura-Jane Freutel, Jelka Göbel, Heike Hoja,
Christina Hülsmann, Laura König,
Michelle Mallwitz, Wiebke Melle, Birte Ohlmann,
Rachel Pekker, Isabel Scholz, Lina Sulzbacher

Umfrage

» „Was bringt dich an kalten Tagen ins Schwitzen?“

Pia, 21 Jahre, KuWi: „Ins Schwitzen gerate ich, wenn ich auf meinem Crosstrainer trainiere und im Anschluss eine heiße Schokolade auf dem Weihnachtsmarkt trinke.“

Sarah, 25 Jahre, Lehramt: „Kürbis-Ingwer-Suppe. Die ist nicht nur lecker, sondern wärmt durch und ist gesund.“

Tamara, 21, Lehramt: „Mich bringen zwei Sachen ins Schwitzen: heiße Gedanken und meine geliebte Wärmflasche.“

Jana, 26 Jahre, KuWi: „Bei mündlichen Prüfungen gerate ich schon mal ins Schwitzen. Wenn der Dozent vor einem sitzt, lächelt und erwartungsvoll schaut…“

Matthias, 24 Jahre, KuWi: „Wenn ich Sport im Studio 21 treibe.“

Ingvar, 29 Jahre, BWL: „Heiße Frauen.“

Maria, 29 Jahre, KuWi: „Ich komme ins Schwitzen, wenn ich verliebt bin oder heißen Tee trinke.“

Ulrike, 21 Jahre, KuWi: „Rechtzeitig alle Weihnachtsgeschenke aufzutreiben. Und dann am Ende wird’s doch nur die Knopfkette für Mutti.“

Simon, 24 Jahre, BWL: „Beim Sport wird’s heiß. Und wenn man warm angezogen zum Metronom läuft, einsteigt und im beheizten Waggon in die Sitze sackt.“

Lillian Siewert (Text) und Nadine Theresia Adolph (Fotos)

„Beautiful by Nature!“

» Runde zwei des Aktkalenders „Lüneburg Hüllenlos“

„Die Lüneburger und Lüneburgerinnen brauchen sich nicht zu verstecken!“, meint Marco Schulz. Dies war der Grund für die Initiatoren von „Lüneburg Hüllenlos“, einen Aktkalender an die Leuphana Universität zu holen. Nach dem Erfolg des letzten Kalenders geht es nun in die nächste Runde, für den Kalender 2012. Diesmal unter dem Motto: „Beautiful by Nature“. „Ich dachte, man könnte etwas anderes machen als nur Studioaufnahmen. Shootings draußen in der Natur und die Models nicht so stark geschminkt“, beschreibt Katrin Schmidt ihre Idee. Sie ist frisch zum neuen Aktkalender-Projekt gestoßen. Diesmal soll jedes Foto zum Monat und der Jahreszeit passen und somit verhindert werden, dass die Fotos sich zu sehr ähneln. Aufgenommen werden die Bilder in der Natur Lüneburgs. „Wir haben schon einige Orte besucht. Es gibt wirklich traumhafte Plätze. Die Orte sollen aber schon markant für Lüneburg sein“, erklärt Marco. Er betreut das Projekt schon von Beginn an und ist hoch motiviert „Dieser Kalender soll noch besser werden als der letzte!“

Bei der kompletten Produktion des neuen Kalenders spielt das Thema Umweltschutz eine zentrale Rolle. Dies soll zeigen, dass auch schon bei kleineren Projekten komplett umweltfreundlich agiert werden kann, auch wenn die Produktion dadurch um einiges teurer wird, als beim ersten Kalender. Ein weiteres Anliegen der Kalender-Initiatoren ist es, den Kalender zu nutzen, um auf ein regionales Projekt aufmerksam zu machen, dem integrativen Wohnprojekt „Sprungbrett“ der Lüneburger Assistenz e.V. im Campus 4. Mit zwei Euro pro verkauftem Kalender soll dieses Projekt unterstützt werden. Sponsoren braucht aber auch der Aktkalender. „Wir sind im Gespräch, es sieht auch gut aus. Die lange Vorlaufzeit hilft uns dabei, nicht unter Druck zu geraten“, erzählt Marco und fügt hinzu: „Wir wollen möglichst die Leute ins Boot kriegen, die auf erneuerbare Energie setzen.“

Aufgrund einer geringen Auswahl an männlichen Bewerbern wurden zusätzlich Werbeplakate an der von Männern dominierten TU Harburg ausgehängt. „Ich hatte am ersten Kalender bemängelt, dass es immer ein Typ Mann und ein Typ Frau war. Jetzt wollen wir darauf achten, dass es wirklich vielfältig ist, dass auch eine Frau mit Kurven drin ist, auch mal Männer mit langen Haaren oder Locken“, sagt Katrin und hofft, dass am Ende eine bunte Mischung an Bewerbern herauskommt. Auswählen wird die Models die Fotografin Tina Höltmann, die sich für das Projekt auch gegen andere Fotografen durchsetzen musste.

Das Titelblatt soll von einer Frau und einem Mann geschmückt werden. „Wenn ihr Lust habt, auf das Cover zu kommen, bewerbt euch mit eurem Schatzi. Wenn man ein Pärchen ablichtet, wirkt das wesentlich inniger“, ruft Katrin auf. Der 25-seitige Kalender soll nicht mehr als zehn Euro kosten. Der Käufer kann jeden Monat selbst entscheiden, ob er diesen lieber mit einer Frau oder einem Mann an der Wand verbringen möchte.

Bis Mai 2011 laufen die Bewerbungen noch, ab August wird gedruckt, die Shootings haben bereits begonnen. Die Teilnahme am Shooting bedeutet allerdings nicht, dass sich der jeweilige Bewerber auch im Kalender wiederfinden wird. Das wird erst kurz vor Druck entschieden. Ab Oktober nächsten Jahres gibt es „Lüneburg Hüllenlos“ in sämtlichen Buchhandlungen, Kaufhäusern wie „Karstadt“, auf dem Campus sowie in einem Onlineshop zu kaufen. Passend dazu wird in der Semesterstartwoche eine große Release-Party stattfinden. Bis dahin sind die Initiatoren weiter gespannt und freuen sich über alle noch kommenden Bewerbungen.

Jessica Albers, Sarah Benecke und Deborah L. M. Kunkel

„Lüneburg Hüllenlos“ - Plakat

„Welcome to Castor Country!“

Es war die größte Anti-Castor-Demo in der Geschichte Deutschlands: Bis zu 50.000 Menschen versammelten sich am 6. November in Dannenberg, um gegen Laufzeitverlängerung und Atommülltransporte zu demonstrieren. Doch dies war nur eine von vielen Aktionen, die anlässlich des zwölften Castor Transportes vom französischen La Hague ins niedersächsische Zwischenlager Gorleben stattfand. Hier berichten drei Lüneburger Studierende, wie sie die Proteste erlebt haben.

Eine Frau im Baum

Über den einsamen Feldern von Oldendorf in der Göhrde ist es lausig kalt. Zum ersten Mal hängt Rauhreif in den Gräsern. Wetterfeste AktivistInnen hüpfen, um nicht zu frieren. Nur das aufgebaute Zirkuszelt verheißt Wärme. Schwaden von heißem Tee ziehen. Ein verschwörerischer Blick streift die Runde. Heute soll der zwölfte Castortransport über die nahe gelegene Bahnstrecke nach Dannenberg rumpeln.

Plötzlich fährt ein Schrei durch die Menge. „Da sitzen Menschen im Baum!“ Die Gruppe eilt die Straße hinunter. Sie stellt sich dem spärlichen Verkehr entgegen. Sie besetzt den Weg. Ein klimperndes Gestell schiebt sie vor sich her: Es ist ein abgeliebter Krake aus Stoff und Toilettensaugnäpfen. Voller Bewunderung bleiben alle mitten auf der Chaussee stehen. Eine Frau erklimmt den Wipfel einer Linde.

Wenig später stehen Einsatzkräfte der Polizei neben uns. „Das ist eine unangemeldete Versammlung! Die Krake muss von der Straße verschwinden!“ Eine pensionierte Lehrerin protestiert. Sie trägt eine Mütze mit gehäkeltem gelbem Stoff-X. „Dann geben Sie uns schriftlich, dass es eine Spontandemo ist!“ Der Polizist mault. Er meldet am Sonntagmorgen nichts auf Kreisstraßen an. Die Hundertschaft wird größer. Sie drängt den Kraken von der Straße. Leider sitzt immer noch die Frau im Baum. Mittlerweile hat sie ein Anti-Atom-Transparent über die Straße gespannt. Sie hängt in den Seilen wie in einer hohen Schaukel. Ihre roten Haare wehen im Wind. Mit kindlichem Stolz blickt sie auf ihr Publikum hinab. Die bunte Gruppe applaudiert. Kinder erheben kreischend die Hände. Weiße Terrier bellen. Nervös murmeln die Beamten. Die Frau muss da raus. Doch sie schüttelt einfach lächelnd den Kopf. Entschlossen zücken Einsatzkräfte die Funkgeräte. Kurze Zeit danach rollt eine Hebebühne der Polizei über die Felder. Eine weitere Hundertschaft marschiert über den vereisten Asphalt. Eine angewachsene Menge umrundet die Alleebäume. Polizeikräfte drängen Protestwillige von der Straße: Die pensionierte Lehrerin und ihre beste Freundin pöbeln.

Plötzlich bricht der Schall von ratternden Motoren die kalte Luft. Die Masse dreht sich zur Brücke um, unter der die Bahnschienen entlangführen: Zehn grüne Traktoren mit wehenden Fahnen parken darauf. Herausfordernd lehnen zwanzig einheimische Bauern daran: „Wi wüllt den Schiet nich hem!“ Ihre Unterstützung jubelt. Missmutig stecken die Einsatzkräfte die Köpfe zusammen. Die Brücke ist verboten! Zeit vergeht. Eine weitere Hundertschaft marschiert in die Göhrde. Anschließend röhrt ein bestelltes Fahrzeug die Kreisstraße entlang: Trecker abschleppen. Die Bauern amüsieren sich. Mal was Anderes als Rüben auskriegen! Außerdem hängt immer noch diese kichernde Rothaarige im Baum. Eine letzte Warnung ergeht. Wenig später ist die Brücke frei. Schließlich kann sich die Masse ihrer Heldin widmen: Seit einer Stunde tut sie so, als würde sie hinabklettern wollen. Sie windet sich. Einer Spinne gleich, die ihr Netz spinnt, zögert sie. Einsatzkräfte umringen den Stamm des Laubbaums. Unter tosendem Applaus steigt die junge Frau hinab. Ihre Fans schützen sie. Drei Stunden später ist die Feldfeier vorbei.

Drüben bei Leitstade werden seit Stunden die Schienen geschottert. Von alldem wissen die Einsatzkräfte nichts. Gebannt haben sie die Show verfolgt.

Heike Hoja (Langjährige Castor-Aktivistin)

Der Widerstand lebt!

„Sie haben sich ja gar nicht informiert“, sagte der Mann, als wir gerade zur Auftaktkundgebung nach Dannenberg fahren wollten. Was wir angeblich nicht wussten: „In Frankreich nutzen 80 Prozent der Leute Atomenergie. Dies ist ja auch total sicher. Außer Tschernobyl ist ja noch nichts passiert!“

Mit diesem Erlebnis im Kopf ging es zu der größten Demonstration, die es im Kampf gegen ein atomares Endlager

in Gorleben jemals gegeben hat. Vor Ort kamen uns Tausende von Menschen auf dem Weg zum Demonstrationsgelände entgegen. 50.000 mal fröhlich, bunt und friedlich. Protest in seiner schönsten Form. Genau das selbe Bild bot sich auch am nächsten Abend in Harlingen, wo circa. 8.000 Menschen bei minus fünf Grad Celsius die ganze Nacht friedlich die Gleise blockierten. Bis zur Räumung gab es dort Chilli con und sin Carne, vegane Kürbissuppe von der Volksküche oder Decken und Kekse von Spendern. Bei der 50 Leute zählenden Schienenblockade kurz hinter Wendisch-Evern bei Lüneburg am Nachmittag zuvor hatte das irgendwie gefehlt.

Auf dem späteren Weg zum Zwischenlager Gorleben hatte die Bäuerliche Notgemeinschaft einmal mehr ihre ganze Kreativität gegenüber der Polizei gezeigt und quasi alle noch befahrbaren Straßen blockiert. Für Demonstranten gab es Schleichwege, die kein Polizei-Nachschub passieren konnte. Auf der Xtausendmalquer-Blockade vor der Straße zum Zwischenlager Gorleben, zeigte sich wieder der organisierte Protest: eigene Dixie-Klos, massenweise Stroh und leckere Volksküche inklusive selbstgebautem Pizzaofen. Was für ein Vergleich, wenn man an die Anfänge des Anti-Atom-Protests in Gorleben oder an den ersten Castor-Transport denkt.

Mit der durchweg friedlich verlaufenden Räumung durch die Polizei am nächsten Morgen endete dieser Castor-Protest für uns und viele andere, die mehr als zwei Tage auf der Straße von ihrem Grundrecht auf Demonstration Gebrauch gemacht haben.

Den Mann vom Anfang wiesen wir übrigens darauf hin, dass wir ein anderes Sicherheitsverständnis als er hätten und es weltweit immer noch kein sicheres Endlager gibt. Dieser ging dann schnell wortlos und kopfschüttelnd weiter. Er hatte sich wohl nicht informiert.

Lajos A. Rakow (Seit 1996 im Anti-AtomWiderstand)

Protestieren will gelernt sein

Es ist kurz nach acht, in der Tagesschau zeigen sie Bilder aus Berlin. Atomkraftgegner rollen gelbleuchtende Fässer von LKWs und stapeln sie reihenweise vor dem Deutschen Bundestag. Meine Cousine sagt: „Wenn die mal wirklich arbeiten müssten, kämen sie nicht mehr auf solche Ideen. Die sollten erst mal was leisten und Steuern zahlen, bevor die auf die Straße gehen.“

Meine Cousine ist so alt wie ich. Sie arbeitet und leistet etwas fürs Bruttosozialprodukt. Ich studiere, werde von meinen Eltern finanziert und fahre diesen Herbst nach Dannenberg. Wenn ich meine Cousine richtig verstanden habe, ist das genau der richtige Ort für Leute wie mich.

Ich lade mein Auto voll mit einer Mischung aus Schönwetter-Demonstranten und langjährigen Castor-Gegnern. Je näher wir Dannenberg kommen, desto häufiger sieht man gelbe Kreuze am Wegesrand. Eine erfahrene Mitreisende sagt: „Die stehen da immer. Das ist nicht nur was für den Moment.“

Als wir Dannenberg erreichen und von Ferne die aufgereihten Polizeifahrzeuge sehen, kommt mir erstmalig der Gedanke, dass das hier ernst ist, dass Bilder, die ich sonst nur aus der Tagesschau kenne, mich wirklich betreffen. Es ist eine merkwürdige Begegnung mit der politischen Wirklichkeit. Über unseren Köpfen kreisen Hubschrauber, sie haben uns alle im Blick.

Das Kundgebungsgelände ähnelt stark dem eines Festivals. An den Ständen wird Bio-Bratwurst verkauft, es gibt Dixi-Klos und eine große Bühne, auf der Bela B. ruft: „Angela, du Biest, das ist für dich!“. Überall leuchten grüne und gelbe Flaggen – für die Grünen, die Republik Freies Wendland, die Anti-Atomkraft-Bewegung. Am Straßenrand steht ein abgehalfterter Rocker, der die Revolution ausruft und uns mit den Worten „Welcome to Castor Country!“ begrüßt. Es gibt Kinderpunsch von der kommunistischen Partei und ein Typ mit freundlichem Gesicht sagt: „Willste? Atomausstieg ist Handarbeit.“ Er drückt mir einen Zettel in die Hand, ein Aufruf zum Schottern – ein Wort, das ich bis zu diesem Tag gar nicht kannte.

Nach Polizeiangaben haben sich mehr als 20.000 Demonstranten auf den Weg Richtung Dannenberg gemacht. Glaubt man den Veranstaltern, sind es sogar 50.000. Auf mich wirkt die Menge sehr homogen, wie ein eingeschworener Kreis. Ich hatte erwartet, nach den politischen Beschlüssen der letzten Zeit hier mehr unterschiedliche Bevölkerungsgruppen zu finden. Ich hatte erwartet, mehr Leute würden begreifen, dass es sie etwas angeht. Und dennoch: der Applaus, die Pfiffe, die Zustimmungsrufe – das Gefühl von Gemeinschaft und Solidarität verbindet. Und da denke ich an meine Cousine und bin mir sicher, dass ich ihr doch einiges voraus habe.

Wiebke Melle (Das erste Mal auf einer Anti-Castor-Demo)

Bundesweite Anti-Atom-Kundgebung in Dannenberg (Foto: A. Conradt / PubliXviewinG)

Streitkultur international

» Sich in Harmonie zoffen bis die Fetzen fliegen

Streit ist etwas, das wir täglich erleben. Manchmal diskutieren wir, ein anderes Mal zoffen wir uns, dass die Fetzen fliegen. Wer streitlustig ist, wird schnell als Streithahn, Streithammel oder Streithansel bezeichnet. Überhaupt findet man im Lexikon so viele unterschiedliche Begriffe mit dem Wort Streit als Bestandteil, dass man schnell den Überblick verliert.

Doch wie kommt es dazu? Warum ist der Streit bei uns in Deutschland so ein großes Thema? Kann man sogar von einer Streitkultur sprechen, die von Außenstehenden wahrgenommen wird? Um diesen Fragen auf den Grund zu gehen, haben wir Interviews mit Freunden geführt, in dessen Heimatländern manchmal anders gestritten wird als bei uns.

„In China ist eine Meinungsverschiedenheit häufig unüberhörbar, denn es gewinnt immer derjenige, der am lautesten ist“, meint Jing, eine Austauschstudentin aus Shanghai. „In Deutschland verhalten sich die Menschen etwas zurückhaltender. Sie drücken zwar ihre Gefühle aus, fangen aber nicht an zu schreien.“ Diese Aussage mag verwundern, verbinden doch viele Europäer China eher mit Harmonie-Streben und vollendeter Höflichkeit. Doch Jing hat schon viele hitzige Diskussionen, beispielsweise um Preise auf dem Markt, mitbekommen. Auch auf Shanghai‘s Straßen hat sie schon häufig erlebt, dass ihre Mitmenschen sich wegen Kleinigkeiten streiten. Linlin, ein anderer Student aus Shanghai, sieht das anders: „Normalerweise streiten wir uns nur, wenn es um wichtige oder dringende Dinge geht. Aber abhängig vom Charakter kann es auch sein, dass sich jemand über Kleinigkeiten aufregt.“ Wichtig ist dabei offensichtlich nur, dass jeder seine Würde bewahren möchte. „Niemand möchte sein Gesicht verlieren. Deshalb bestehen wir häufig noch auf unseren Standpunkt, auch wenn uns schon längst klar geworden ist, dass wir unrecht haben“, erklärt Linlin.

Mario, ein mexikanischer Student, erzählt von lauten Auseinandersetzungen in seinem Heimatland. Dort sei es üblich, Schimpfwörter und wilde Gestiken zu verwenden. Im Gegensatz zu den Beispielen aus China bestätigt diese Aussage unsere Vorstellungen. Lateinamerikanische Menschen gelten bei uns häufig als sehr temperamentvoll und aufbrausend. Es hat Mario jedoch überrascht, dass man in Deutschland Probleme häufig direkt anspricht. Selbst bei engen Freunden ist es in Mexiko üblich, Dinge zu vertuschen oder indirekt Hinweise zu geben, damit man trotzdem höflich bleibt. In Deutschland sei die Grenze des Höflichen jedoch niedriger, sodass man ohne Angst Probleme direkt ansprechen kann, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen.

Die Beispiele zeigen verschiedene Wahrnehmungen von Streitkulturen in Deutschland und der ganzen Welt. Gibt es aber einen typisch deutschen Streit? Diese Frage kann pauschal nicht beantwortet werden. Letztendlich muss sich jeder selber fragen: Wie laut, höflich oder respektvoll bin ich beim Streiten? Muss ich wirklich auf meinem Standpunkt beharren? Wir sind gespannt und wünschen euch viel Ruhe, damit der Zoff verfliegt.

Anna-Lena Gundelach, Jennifer Martin

Miteinander reden (Foto: G. Altmann)

Bist du scharfsinnig?

» Über die Lust am scharfen Essen

Nicht nur der Kuh wird in Indien eine besondere Bedeutung zugesprochen, auch das Chili ist ein sehr charakteristisches Merkmal für das Land - mit dem Unterschied, dass der Verzehr von Rindfleisch untersagt und der des Chilis geradezu unerlässlich ist. Indien und andere asiatische Länder sind Vorreiter im Würzen von Speisen mit Scharfmachern wie Chili, Peperoni, Cayennepfeffer und Ingwer. Doch auch in Deutschland ist der Trend zum scharfen Essen zu beobachten. Doch was ist der Auslöser des Schärfeempfindens? Und warum wird überhaupt scharf gegessen?

In der Natur dienen die Stoffe, die das Schärfeempfinden auslösen, sogenannte Capsaicinoide, einigen Pflanzen als Abwehrmechanismus gegen Fressfeinde. Vielen Menschen in wärmeren Gebieten der Erde dient das Essen scharfer Speisen als Abkühlung der Körpertemperatur, da die Reizung bestimmter Rezeptoren dazu führt, dass ein Schärfegefühl entsteht. Dieses Empfinden ist gleichzeitig ein Hitzesensor, löst Hitzewallungen aus und führt dadurch zur Senkung der Körpertemperatur. Scharfes Essen führt jedoch nicht nur zu einer Temperaturabsenkung, es erhöht auch das Geschmacksempfinden. Durch die Reizung der Rezeptoren werden diese und die angrenzenden Geschmacksnerven besser durchblutet. Durch diese Sensibilisierung können die grundsätzlichen Geschmacksrichtungen wie süß, sauer, salzig und bitter besser wahrgenommen werden.

Stephan Stoltenberg, Besitzer des neuen Currywurstladens „Lüne Curry“ am Sande, ist ein Spezialist für scharfe Gerichte – vor allem für scharfe Currywürste. Seinem Empfinden nach löst Schärfe eine Art Glückgefühl aus. Dieses Glücksgefühl spürten seine Kunden schon beim ersten Bissen: die hausgemachte, fruchtig-scharfe Currysauce sei für Jedermann etwas, so Stefan Stoltenberg. Sie sei weder zu scharf noch zu lasch und wer’s noch etwas schärfer mag, der bekommt eine Extraportion Curry-Jaipur-Pulver dazu. Die Würste werden zudem nicht in Fett gebadet, sondern ganz fettarm auf Flammen gegrillt. „Bildungslücke Currywurst“ heißt das Motto. Denn fast niemand wisse heutzutage eine gute Currywurst zu schätzen. Aus diesem Grund legt Stephan Stoltenberg Wert auf qualitativ hochwertige Spezialitäten und möchte damit Lüne Curry zu dem Currywurstladen Lüneburgs machen. Dass dabei Schärfe und Currywurst Hand in Hand gehen, ist klar. Das wusste schon Herta Heuwer, die 1949 auf dem Stuttgarter Platz in Berlin erstmalig eine Wurst mit einer selbstkreierten, scharfen Sauce aus Tomatenmark, Currypulver und Worcestershiresauce verkauft haben soll. Das Erwärmen der Sauce verstärkt das Schärfeempfinden und führt zu einem noch intensiveren Geschmackserlebnis.

Die Intensität der Schärfe kann auf einer Skala abgelesen werden – der sogenannten „Scoville-Skala“. Die Werte reichen von Null bis 16 Millionen. Sie geben die Menge an Wasser in Milliliter an, die benötigt wird, um einen Milliliter des jeweiligen schärfeverursachenden Stoffes zu neutralisieren. Peperoni haben beispielsweise 500 bis 1500 Scoville-Einheiten, Tabasco hingegen 50000.

Lüne Curry: Schärfe für jeden Geschmack (Foto: B. Hensen)

Scharfes Essen führt im Endeffekt also dazu, dass Geschmäcker besser wahrgenommen werden können und dadurch die Lust am Essen erhöht wird. Ganz nebenbei kann dadurch der Bluthochdruck gesenkt und die Verdauung gefördert werden. Manche sagen sogar, scharfes Essen wirke durch die Ausschüttung von Endorphinen aphrodisierend …

Birte Hensen

Liebe ist... ja, was eigentlich?

» Antwortsuche in Seminar und Hörsaal

"What is love but the strangest of feelings?" Bei diesen Zeilen im Radio werden auch Wissenschaftler hellhörig. Die Band Razorlight stellt in ihrem Lied die gleiche Frage, wie sie auch Hirnforscher, Psychologen und Philosophen umtreibt. Ganz abgesehen davon, dass diese Frage auch im Alltag eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Aber was ist Liebe? Biologen nennen Botenstoffe, die beim Verlieben freigesetzt werden, Neurowissenschaftler Hirnpartien, die beim Liebesspiel aktiviert sind. Evolutionspsychologen suchen die Ursprünge der Liebe in der Entwicklungsgeschichte des Homo sapiens. Geisteswissenschaftler sprechen von kultureller Prägung und einem historischen Kontext unserer Vorstellung von Liebe.

Welche Disziplin hat Recht? Und wirken sich wissenschaftliche Erkenntnisse auf mein persönliches Liebesleben aus? Mit diesen Fragen beschäftigen sich derzeit die Erstsemester. Im fächerübergreifenden Leuphana Semester steht das Modul „Wissenschaft macht Geschichte" unter dem Titel „Liebe. Zu Geschichte und Erscheinungsformen einer rätselhaften Emotion". Die Veranstaltung besteht aus einer Ringvorlesung und Begleitseminaren, die aus einem breiten Spektrum gewählt werden können.

Annika, die sich an der Leuphana für Wirtschaftspsychologie eingeschrieben hat, besucht ein Seminar zu Sören Kierkegaards „Taten der Liebe". Der dänische Theologe und Philosoph beschäftigte sich im 19. Jahrhundert mit dem christlichen Liebesgebot und trifft damit Annikas Interesse. Felix, Student der Kulturwissenschaften, interessiert sich mehr für die moderne Vorstellung von Liebe und ist begeistert von seinem Seminar über Liebe im Film. Er resümiert: „Mein persönliches Liebesverständnis wird durch das Modul erweitert. Andererseits kann man noch so viel über die Liebe wissen, anwenden kann man das deswegen immer noch nicht. Deswegen bleibt es spannend und romantisch". Das Thema und die Seminare überzeugen, auch wenn die einzelnen Vorlesungen Jan und Alexandra, beide BWL-Studierende, weniger ansprechen.

Verantwortlich für die Lektionen in Sachen Liebe ist Christoph Jamme, Philosophieprofessor und Modulkoordinator für „Wissenschaft macht Geschichte". Mit Univativ sprach er über die Ziele der Veranstaltung und erklärte was Wissenschaft zu einem Gefühl beitragen kann, dass jeder ganz individuell erlebt.

Christoph Jamme ist Verantwortlicher für die Liebeslektionen im Leuphanasemester (Foto: E.K. Schubert/Leuphana)

Univativ: Herr Jamme, wie kam es zu der Idee, eine Veranstaltung zum Thema Liebe zu machen?
Jamme: Das Thema Liebe zeigt, wie fließend die Grenzen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften sind. Die Einzelwissenschaften können aber immer nur Teilbereiche erhellen. Das zeigt, wie wichtig unterschiedliche Perspektiven sind. Außerdem suchen wir natürlich immer Themen, die Studierende verschiedener Fächer ansprechen und was könnte auf breiteres Interesse stoßen als die Liebe?

Univativ: Wie passen Liebe und Geschichte zusammen? Ist sie kein universelles, überzeitliches Gefühl?
Jamme: Die Veranstaltung soll zeigen, dass Liebe auch ein historisches Phänomen ist. Die moderne Liebe, wie wir sie heute haben, ist ein relativ neues Konzept, das erst circa 200 Jahre alt ist. Eine rein auf Gefühlen basierende Ehe wäre man früher nicht eingegangen. Der scheinbar harmlose Satz „Ich liebe dich" hat nicht nur eine Menge persönlicher, sondern auch historischer Voraussetzungen. Es ist spannend, diese Veränderung zu sehen.

Univativ: Kann man Liebe definieren?
Jamme: Die Auseinandersetzung mit dem Thema soll die Studierenden in ihrem normalen Verständnis verunsichern, sodass sie am Ende „Liebe" nicht mehr so einfach unbelastet aussprechen, sondern merken, dass da eine ganze Menge an persönlichen, historischen, psychologischen

und neurowissenschaftlichen Voraussetzungen mit verbunden sind. Jeder hat seine individuelle Definition, wenn er von Liebe spricht. Unterschiedliche Spielarten der Liebe reichen von Vaterlands- über Kinder- und Gottesliebe hin zur romantischen und sexuellen Liebe. Der Kontext ist entscheidend.

Univativ: Die Vorlesung beleuchtet das Thema Liebe zumeist aus künstlerischen Perspektiven. Macht Kunst Liebe erst greifbar?
Jamme: Zum einen wird sie in der Kunst greifbar, zum anderen erfahren wir aber auch etwas über die Spielarten der Liebe und über die historische Entwicklung. Bei Shakespeare wurde Liebe anders gedacht als in Goethes Werther, und erst recht als heute. Außerdem ist das Konzept von Liebe, das wir im Kopf haben, auch medial beeinflusst. Es kann schwer fallen, sich von Hollywood-Vorstellungen zu trennen. Unseren Alltag messen wir dann anhand dieser Konzepte, wenn wir uns fragen: „Liebe ich eigentlich den, der mir da am Frühstückstisch gegenüber sitzt? Müsste es nicht viel aufregender/schöner /harmonischer sein?“.

Univativ: Richard David Precht, Autor des Buches „Liebe. Ein unordentliches Gefühl“ und Gastdozent im Modul „Wissenschaft macht Geschichte“, hat in einem TV-Interview gesagt, die romantische Liebe habe in der heutigen Zeit als sinngebendes Element die Religion abgelöst.
Jamme: Bis ins 19. Jahrhundert haben die religiösen Bestimmungen dessen, was Liebe ist, eine große Rolle gespielt. Mit der Individualisierung wurden sie von einem Konzept abgelöst, dass auf persönliche Zuneigung gründete. Das hat es vorher so nicht gegeben. Damit wurde die Religion abgewertet, das Liebeskonzept auf der individuellen Ebene aber auch mehr belastet. Wenn alles bei Ihnen und Ihren persönlichen Empfindungen liegt, wenn Sie sich jeden Morgen fragen müssen, liebe ich die oder den noch, der mir da gegenüber sitzt, dann sind sie direkt in der aktuellen Diskussion über hohe Scheidungsraten, serielle Monogamie und so weiter. In früheren Jahrhunderten wurden Sie verheiratet und dann war es gut. Sie fragten sich nicht jeden Tag: „Liebe ich den?“ Es war eher schädlich, wenn sie Emotionen hatten.

Univativ: Kann Wissenschaft diese Belastung nur feststellen oder auch konkrete Ratschläge geben?
Jamme: Wissenschaft hilft über die Bedingungen von Liebe nachzudenken und die damit verbundenen Schwierigkeiten. Sie hilft, sich klar zu machen, dass diese Verunsicherungen, mit denen wir im Alltag zu tun haben, Ursachen haben. Das kann ja auch schon entlasten. Dann weiß ich, wenn ich eine Beziehung aufbauen will, dass ich mich nicht nur auf die Emotion Liebe verlassen darf, sondern auch andere Faktoren eine Rolle spielen. Oder ich habe Erklärungsmöglichkeiten, wenn eine Partnerschaft in die Brüche geht.

Im Hörsaal geht es herzlich zu: Erstsemester sitzen in der Liebesvorlesung in Herzform (Foto: M. Mallwitz)

Univativ: Was ist für Sie persönlich Liebe?
Jamme: Abgekürzt würde ich sagen: Liebesglück ist harte Arbeit. Das Gefühl des Verliebtseins überfällt Sie in der Regel. Aber Liebe dauerhaft zu gestalten, erfordert Einsatz. Wir haben immer das Bedürfnis nach Ekstase und gleichzeitig nach Vertrautsein. Beide Gefühle bekämpfen sich. Da muss jeder einen individuellen Weg finden. Über diese Schwierigkeit, Liebe dauerhaft zu erhalten, und über Einflüsse auf unsere Vorstellung können die Wissenschaften ganz gut aufklären.

Michelle Mallwitz

Von Herdplatten putzen ...

» ... bis Eisen schmieden. Unser Leben ist sprichwörtlich heiß

Marilyn Monroe ist heiß. Das sagen alle. Das denken Männer, das denken Frauen. Auch, wenn Frauen das nicht so offen sagen. Sie wissen es. Dass die berühmte Blondine eine Sexbombe ist. Und, dass sie es heiß mag. Das verspricht jedenfalls einer ihrer Filme von 1959.

Aber wieso wird sie als „heiß“ beschreiben? Ein merkwürdiges Adjektiv für eine Frau. Auch für einen Mann. Heiß ist doch nur die Sonne. Und eine Herdplatte wird heiß. Wer will schon mit einem runden Ding, von dem verbrannte Reste abgekratzt werden, in einen Topf geworfen werden?

Heiß ist nicht nur Kochen. „Heiß“ heißt auch gefährlich, explosiv, lodernd. Wenn wir jemanden heiß finden, dann ist das schon mehr als nett. Der Mensch ist explosiv. Brandheiß.

Mit dem Begriff „heiß“ können wir viel beschreiben. Wir können klar machen, dass wir unruhig sind. Uns wird „heiß und kalt“. Hier ist die Hitze unangenehm. Wir kommen ins Schwitzen. Gleichzeitig aber hilft uns die Hitze, uns selbst zu beruhigen. Denn: „Es wird nichts so heiß gegessen wie gekocht.“ Küche und Hitze scheinen uns zu vereinen. Wir stehen gemeinsam am Herd - danke, Hitze! Doch komisch: Obwohl Hitze, Feuer, Explosion doch eigentlich gefährlich sind, sagen diese Sprichwörter, dass wir auch mal runterkommen sollen. Widersprechen wir uns hier? Nein. „Heiß“ ist einfach vielseitig. Sprichwörter mit „Heiß“ bringen uns auf ihre paradoxe Art nicht nur zum Abkühlen, sie treiben uns auch an. Weil „man das Eisen schmieden muss, solange es heiß ist!“ Ist das Eisen erst einmal nicht mehr erhitzt, dann Pustekuchen. Vorbei die Chance, zerronnen das Glück. Die Hitze verhilft uns zum Erfolg. Aber nur, wenn wir sie als Erfolgschance nutzen.

Wir empfehlen unseren Freunden, eine Chance zu nutzen. Besser heute als morgen. Sonst ist das Eisen kalt. Und dann? Dann machen wir ihnen die Hölle heiß. Die Hölle heiß gemacht wird uns seit jeher. Bei Luther finden wir diesen Ausdruck schon. Goethe verwendet diese Redensart erstmals, um Bedrängung zu verdeutlichen, in dem Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“. Da ist es wieder, das Eisen. Haben wir wieder was gelernt.

Hätten wir das nicht, wäre das auch nicht so schlimm. Wir müssen ja nicht immer alles wissen. Ist auch gut für das Gemüt. Im Facebook-Zeitalter sollte man sich öfter sagen: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Dann hätte nwir auch mehr Zeit für das Studium, weil wir nicht immer mit dem Stalker-Dasein beschäftigt wären.

Vielleicht könnten wir auch den Wetterbericht sehen. Sehr spannend. Aber dort lernen wir etwas über Bauernregeln, die mit unserem „heiß“ zu tun haben. Merke: „Bringt der Juli heiße Glut, gerät auch der September gut!“ Diese Bauernregel nutzt die Hitze für Vorhersagen. Die Hitze als Orakel, noch eine neue Seite.

Wahrscheinlich gibt es noch viel mehr Seiten der Hitze. Aber damit wollen wir uns nicht mehr beschäftigen. Wir zeigen der Hitze jetzt die „kalte Schulter“. Das kommt übrigens aus der Zeiten der spanischen Hofetikette. Damals war es für die Dame von Welt im Trend, breite Röcke zu tragen, darunter mehrere Reifröcke. Durch diese umfangreiche Kleidung war es der Dame unmöglich, einen Herren zu begrüßen. Hatte sie an dem Herren Interesse, drehte sie die rechte Schulter nach vorne, streckte den Arm elegant zu dem Herren. Dieser deutete auf der Hand einen Handkuss an. Wollte die Dame allerdings mit dem Herrn nichts zu tun haben, so drehte sie die linke Schulter nach vorne. Weg war sie, die Dame. Mit der Kälte scheint es also nicht so gut zu klappen. Bleiben wir also lieber heiß.

Leonie Kampmeyer

Marilyn Monroe mag es heiß (Foto: skookums 1)

Manche mögen's heiss

» Schweißtreibende Berufe in Lüneburg und Umgebung

Wer jeden Tag in einem zugigen Büro sitzt, in Lüneburg und Umgebung auch im Winter draußen arbeitet oder aus anderen Gründen gezwungen ist, jeden Tag im Zwiebellook der Kälte am Arbeitsplatz zu trotzen, bereut unter Umständen hin und wieder seine Berufswahl. Vielleicht wäre eine Entscheidung für einen der folgenden Berufe ja besser gewesen?

Bäcker M. Dannemann bei der Arbeit (Foto: C. Dannemann)

Höchsttemperatur: 40° C

Jobbezeichnung: Bäcker

Ein Job direkt neben einem heißen Ofen klingt im kalten norddeutschen Winter ziemlich verlockend. Auch Bäcker Matthias Dannemann aus Hatten findet die Arbeit im Winter eher angenehm. Im Sommer jedoch, wenn in der Backstube Temperaturen von durchschnittlich 25 bis 30 Grad herrschen, wird die Arbeit manchmal unerträglich. Denn das Backen ist körperlich anstrengend, vor allem dann, wenn die Temperatur vor dem Ofen auf um die 40 Grad steigt. Arbeitsbeginn in der Bäckerei ist immer um drei Uhr morgens. Dann werden zunächst Brot- und Brötchenteige hergestellt und zuletzt macht sich der Bäcker an den Kuchenteig. Gegen neun Uhr morgens beginnen dann die Vorbereitungen für den nächsten Tag, das heißt einzelne Teige werden vorbereitet, damit die Bäckerei auch am nächsten Tag wieder pünktlich öffnen kann.

Höchsttemperatur: 50° C

Jobbezeichnung: Siedeknecht

Zugegeben, ein aktueller Beruf ist der des Siedeknechts nicht, denn die Siedeknechte arbeiteten im Mittelalter in den Lüneburger Siedehütten. Die Sole, die durch Brunnen oder Schächte abgeschöpft wurde, wurde in bleiernen Pfannen über starkem Feuer bis auf ungefähr 70 Grad erhitzt. Der Betrieb in den unterirdischen Siedehütten lief rund um die Uhr. Tagsüber siedete der Söder, nachts stand der Höder zum Salzwenden an der Siedepfanne, bis das Wasser verdampft war und das Salz übrig blieb. Eine schweißtreibende Arbeit, zumal die Hütten, in denen es bis zu 50 Grad heiß war, über keinen Schornstein verfügten und somit ständig Rauch und Dampf durch sie hindurch zu den höher gelegenen Ausgängen zog. Die Sülfmeister waren übrigens die Besitzer der Pfannen und mussten sich somit nicht der Hitze in ihren Siedehütten aussetzen.

Höchsttemperatur: 60° C

Jobbezeichnung: Konstruktionsmechaniker

Schiffsteile reparieren und einbauen, das ist der Job von Jan Huebschmann. Seine Hauptaufgabe ist das Ausbrennen beschädigter Bauteile, in der Regel arbeitet er mit Schneidbrenner und Schweißkabel. Die Arbeit findet meist draußen statt und so kann es im Sommer durch die Strahlungswärme des Schneidbrenners längere Zeit bis zu 60 Grad warm werden. Schweißtreibend ist die Arbeit auch, weil schwere Schiffsteile und Geräte oft eigenhändig transportiert werden müssen. Angenehm ist dagegen die Arbeit mit dem Schneidbrenner im Winter.

Höchsttemperatur: 115° C

Jobbezeichnung: Studentische Aushilfskraft

Wer in einer Saunalandschaft seinem Nebenjob nachgeht, für den sind diese Temperaturen normal. Denn die studentischen Aushilfen sind bei ihrer Arbeit unter anderem für die Aufgüsse zuständig, auch in der Finnischen Sauna, die bei 95 Grad liegt. Hier wird zunächst das Wasser mit Aufgussmittel auf die heißen Steine gegossen und dann beginnt die eigentliche schweißtreibende Arbeit: das Wedeln mit dem Handtuch. Das kann je nach Aufguss und Anzahl der Gäste bis zu 15 Minuten dauern. Noch wärmer wird es für die Aushilfskräfte, wenn sie in die heißeste Sauna müssen, die es bis auf 115 Grad schafft. Aufgüsse gibt es hier aber nicht mehr und so müssen die Aushilfen nur äußerst selten – bei Problemen oder Notfällen – in diese Hitze.

Jelka Göbel

Von der Uni in die Selbständigkeit

» Ein Lüneburger Student gründet seine eigene Firma

Gründer Patrick Pietruck, sein Partner Sebastian Loock und einige Freelancer: So sah die Online-Marketing-Agentur des ehemaligen Lüneburger Studenten vor gut einem Jahr aus. Mittlerweile beschäftigt die web-netz GmbH 17 feste Mitarbeiter und zahlreiche Praktikanten und hat vor kurzem die Lünale, einen Wirtschaftspreis für das erfolgreichste Gründungsunternehmen, gewonnen. Im Gespräch mit „Univativ“ erzählt der 28-jährige Patrick von den Vorteilen und Tücken der Selbständigkeit.

Univativ: Hast du dich schon mit dem Hintergedanken an eine Unternehmensgründung für ein BWL-Studium entschieden?
Patrick: Nein, so weit habe ich damals noch gar nicht gedacht. Für das BWL-Studium habe ich mich allein aus Interesse an der Sache entschieden. Ja,man kann sich wirklich für BWL interessieren (lacht). Später im Hauptstudium habe ich aber schon den Schwerpunkt Gründungsmanagement gehabt.

Univativ: Also hat dich dein Studium gut auf die Selbständigkeit vorbereitet?
Patrick: Dort habe ich natürlich schon einige Grundkenntnisse erworben, die mir den Schritt in die Selbständigkeit erleichtert haben. Allerdings war das alles immer sehr theoretisch, die Praxis sieht dann doch oft anders aus. Da muss man einfach seine eigenen Erfahrungen machen.

Patrick Pietruck und Sebastian Loock (Foto: S. König)

Univativ: Warum ist es eine Online-Marketing-Agentur geworden?
Patrick: Ich habe schon in der Schulzeit eine gewisse Affinität zu diesem Thema entwickelt und auch ein Praktikum bei einem Provider in Hamburg gemacht. Dort habe ich dann zum ersten Mal eine eigene Homepage gebastelt und mich seitdem immer mit Online-Marketing beschäftigt. Während des Studiums habe ich dann gemerkt, wie groß die Nachfrage nach professioneller Online-Vermarktung ist und habe angefangen, solche Dienstleistungen anzubieten.

Univativ: Hat die frühe Selbständigkeit dein Studium belastet?
Patrick: Nein, eigentlich nicht. Ich konnte ja selbst entscheiden, wie viel Zeit ich da hineinstecke und konnte das so gut in mein Studium integrieren. Es war damals ja noch eher ein Hobby. Es hat mir einfach Spaß gemacht, das Projekt nach und nach weiterzuentwickeln. Dadurch, dass ich schnell einige feste Kunden hatte, konnte ich mir einen ganz guten Nebenverdienst erarbeiten und musste nicht noch einen zusätzlichen Job annehmen, um mein Studium zu finanzieren.

Univativ: Hast du noch Kontakt zur Uni?
Patrick: Ja, wir stehen noch in engem Kontakt zum Lehrstuhl für Gründungsmanagement, nehmen oft an Veranstaltungen teil und haben selbst schon Seminare angeboten. Auch Professor Funk, der Wirtschaftsinformatik unterrichtet, steht uns immer wieder beratend zur Seite. Außerdem betreuen wir einige Bachelor- und Masterarbeiten und suchen immer Praktikanten.

Univativ: Hättest du damit gerechnet, dass die webnetz GmbH so erfolgreich wird?
Patrick: Nein, absolut nicht. Wir hatten uns ein Zeitfenster von einem Jahr gesetzt, in dem wir gucken wollten, was passiert. Wir haben aber ohne Businessplan gearbeitet und einfach alles auf uns zukommen lassen. Jetzt freuen wir uns natürlich umso mehr, dass wir schon ein so großes Team haben und gerade den Preis der Lünale gewonnen haben.

Das Interview führte Laura König

Zimmer frei!

» Ehrliche WG-Gesuche

Aus 2 mach' 3!

Das Angebot:

- 27qm großes Zimmer in 3er-WG
- neu renovierter Altbau (95qm)
- Innenstadtnah (Hindenburgstraße)
- 319 Euro warm
- Garten, Spül- und Waschmaschine
- frei ab März 2011

… die Mitbewohner: Teresa (25, Ergotherapeutin) und Lina (23, KuWi) – das könnten Deine Mitbewohnerinnen sein! Während die eine ohne viel Klimm Bimm auf dem Tisch nicht essen mag, eine Leidenschaft für ihr katzenfreundliches Kaninchen Petterson hegt und sich allerhand aus gesammelten Gläsern macht, neigt die andere bei Stress zu Panikattacken, im Allgemeinen zu Harmonie und beim Essen zu Bio … oder kalten Pommes vom Vortag.

… die Nachbarschaft: Die Nachbarn sind nett – wäre da nicht der kalte Krieg um den Garten: Große Wäschestücke auf der Leine gehören verboten! Kaum können die beiden das Stück Grün für sich gewinnen, werden sie von winkenden Kindern am Fenster bestalkt – Nein, man ist nicht paranoid!

… das WG-Leben: Diese WG macht sich nicht viel aus Putzplänen und strikter Vorratstrennung – man teilt hier gern. Zwar sind Regeln zum Brechen da, doch wie lehrte uns schon Mutti: Ordnung ist das halbe Leben! Mit Vorliebe wird daher auch in Geselligkeit geputzt, gekocht, getrunken oder gejammert. Streit gibt es selten – höchstens mal wegen Teresas Passion für Kerzen und Gemütlichkeit oder der allgemein mangelnden Zeit füreinander.

Du bist … ausgeglichen und offen, gern in Gesellschaft, zuverlässig und selbstständig und hast keine Lust auf eine reine Zweck-WG? Dann bist du hier genau richtig!

Wohnen mit Kultstatus

Das Angebot:

- 16 qm in der legendären Kefersteinvilla
- Wohnen mit 8 Leuten auf 3 Etagen
- 2 Küchen, 3 Bäder, Dachterrasse & Garten
- Rotes Feld
- 230 Euro warm
- frei ab Mitte Januar 2011

… die Mitbewohner: Malte, Melli, Claudi, Marky, John, Nicola, Amadu, Martin und Ruth – ein wilder Mix aus UWis, KuWis, Bwlern, Lehrämtlern, Hochzeitsfotographen und Zimmermännern. Wenn da mal nicht für jeden etwas dabei ist! Ob Meisterkoch oder Tiefkühlexperte, Kaffeefetischist oder Teegenießer – hier ist wirklich alles vertreten.

… die Nachbarschaft: Selten Kontakt, aber pflegeleicht: Nachbarn und Vermieter sind nebst kleineren Beschwerden über falschgeparkte Fortbewegungsmittel oder so manch ausgearteter WG-Party sehr handzahm.

… das WG-Leben: Die traditionsreiche Villa liegt seit Generationen in WG-Händen und gehört praktisch zum Kulturerbe Lüneburgs. Dieses Dasein ist ein echtes Erlebnis! Natürlich sollte man bei einem solchen Menschenauflauf auch mal tolerant sein. Zwar erleichtern Putzfrau und Spülmaschine die Hausarbeit, doch auch hier erlebt die Küchenordnung Höhen und Tiefen. Spätestens bei gemeinsamen Kochabenden, Trinkgelagen, Spiele-Sessions oder Frühstückszeremonien ist der Streit jedoch schon wieder von Bord und man kann sich dem ungezwungenen WG-Alltag hingeben.

Du bist … gesellig und offen, bereit für eine Menge Spaß, ein Leben mit viel Trubel und eine andere Art von WG? Dann bist du bereit für die Kefersteinvilla!

Bei Interesse schreibt eine Mail an *univativ@leuphana.de*!

Die Texte wurden aufgearbeitet von Isabel Scholz

(Foto: I. Scholz)

Social Banking?

» sneep veranstaltet eine Tagung zu Social Banking und nachhaltigen Investments

Social Banking? Nachhaltige Investments? Die wenigsten können sich etwas darunter vorstellen. Um das zu ändern, veranstaltete die Lüneburger Lokalgruppe von sneep am 24. November eine Tagung. „Unsere Absicht war, auf den Sektor des Social Banking aufmerksam zu machen, Alternativen im täglichen Leben aufzuzeigen und ein Bewusstsein zu schaffen. Die Resonanz war sehr gut“, sagt Sören Sieck-Pahl, Mitglied bei sneep Lüneburg.

Eine theoretische Einführung lieferte der erste Referent Dr. Sven Remer vom Institute for Social Banking. „Banken sind das Herz der Wirtschaft. Aber viele Herzen kranken“, so Remer. Abhilfe sieht er in einem werte-orientierten Bankgeschäft, das nicht nur maximale Rendite, sondern auch andere, nicht-monetäre Ziele anstrebt.

Weniger Rendite? Das ist meist das Erste, was mit nachhaltigen Investments in Verbindung gebracht wird. Oft sind Kunden zwar grundsätzlich bereit, ihr Verhalten im Finanzbereich zu überdenken, weniger Rendite möchten aber nur Wenige akzeptieren. Doch bedeutet Social Banking keinen Verzicht: Grüne Anlageformen haben die Finanzkrise sehr viel besser überstanden als andere. Beispielsweise hat der NAI (Natur-Aktien-Index) seinen Wert im Verlauf der letzten zehn Jahre verdreifacht. Im NAI werden Unternehmen gelistet, die strenge ökologische Kriterien erfüllen.

Carmen Junker Geschäftsführerin der Grünes Geld GmbH, zeigte nachhaltige Möglichkeiten der Geldanlage auf. Worauf muss man achten, wenn man nachhaltig investieren möchte? Wichtig ist, dass das Produkt passt. Man kann bestimmte Branchen ausschließen oder ausdrücklich fördern, so kommt es zu individuell zugeschnittenen Anlageformen. Aber kann man eine komplette Bank nachhaltig gestalten? „Man kann“, meint Dirk Grah, Filialleiter der GLS Bank Hamburg. In seinem Vortrag ging er darauf ein, welche Kriterien eine nachhaltige Bank erfüllen muss: Transparenz und die Verwendung des Geldes für soziale und ökologische Zwecke sind die Schlüsselworte. Der Erfolg gibt seiner Bank Recht: Die Bilanzsumme der ethisch und ökologisch verantwortlich handelnden Bank wuchs von 200 Millionen Euro im Jahr 1998 auf voraussichtlich über 1,8 Milliarden im Jahr 2010.

Und wer bestimmt, welche Investments nachhaltig sind? Im vierten Vortrag gewährte Julius Hansen, Gründungsmitglied von sneep Lüneburg und Mitarbeiter der Research-Agentur imug, Einblicke in die Praxis der Ratings von nachhaltigen Investments. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, seine Wertvorstellungen umzusetzen. Zum Beispiel den sogenannten Best-in-Class-Ansatz – hier wird nur in die nachhaltigsten Unternehmen einer Branche investiert.

Hansen verdeutlichte auch die derzeitigen Schwierigkeiten des Sektors. Immer mehr Großbanken springen auf den Zug auf, entsprechen aber nicht den strengen Kriterien anderer Institute. Ohnehin sind die Kriterien der Knackpunkt: Während manche Kunden einen starken Fokus auf ökologische Werte legen, ist es anderen wichtiger, sozial verantwortlich zu investieren oder die regionale Entwicklung zu fördern.

Das Fazit der Tagung: „Wir haben festgestellt, dass es ein reges Interesse zu dem Thema gibt. Der Sektor der nachhaltigen Investments ist ein gutes Beispiel dafür, dass wirtschaftsethisches Engagement nicht immer mit Verzicht einhergehen muss. Es gewinnen alle: Die Banken, die Verbraucher und nicht zuletzt die Gesellschaft“, erklärt Katharina Hetze, sneep-Lokalgruppenleiterin in Lüneburg.

sneep – das Studentische Netzwerk für Wirtschafts- und Unternehmensethik – engagiert sich deutschlandweit in rund 30 Lokalgruppen, um mit verschiedenen Projekten Themen rund um Wirtschafts- und Unternehmensethik in Bildung und Praxis voranzubringen. Nähere Informationen zu sneep sind auf der Homepage www.sneep.info zu finden.

Laura Brämswig & Christian Friedrich
(die Autoren sind Mitglieder bei sneep)

Zeuginnen gesucht!

Wer war am 2.8.2010 nachmittags im Bus Nr. 5012 Richtung Bockelsberg (Blücherstraße/Universität) und hat den Vorfall zwischen der Busfahrerin und einer Schwarzen Frau als Fahrgast an der Haltestelle Lüneburg Bahnhof (ZOB) miterlebt?

Melden Sie sich/melde dich unter univativ@leuphana.de

Motivation vs. Müdigkeit

» Ein Tag im Otto-Group-Stipendienprogramm

Der Wecker schrillt. Ein verschlafender Blick auf das Handy verrät mir die Uhrzeit: sechs Uhr früh. Noch vor einigen Wochen wäre es für mich undenkbar gewesen, zu einer so unmenschlichen Uhrzeit aufzustehen. Doch die Zeiten des entspannten Studentenlebens und des nachsichtigen Weckers sind nun erst mal für einige Monate vorbei: Mein Praktikum bei OTTO hat seit ein paar Wochen begonnen.

Die OTTO-StipendiatInnen - eine bunte Mischung (Foto: OTTO)

Die nächste Stunde verbringe ich (mit meiner Müdigkeit kämpfend) damit, mich für den Arbeitstag fertig zu machen und dabei schwierige Entscheidungen vor dem Kleiderschrank zu treffen: „Schwarzer Rock oder bequeme Jeans?“ – Seriöser Auftritt oder innerer Schweinehund? Der seriöse Auftritt siegt und ich mache mich schließlich auf den Weg zum Bahnhof. Nach dem allmorgendlichen Kampf um einen Sitzplatz und über einer Stunde Fahrt betrete ich die Gefilde meines Praktikumsgebers. Spätestens jetzt wandelt sich meine Müdigkeit in Motivation für den Arbeitstag.

Die Unsicherheiten der ersten Praktikumstage sind längst vorbei: Das klingelnde Telefon, das ich beantworten muss, macht mir schon lange keine Angst mehr. Und auch mit dem einst fremden und feindlich wirkenden Programm Excel habe ich mich schon so sehr angefreundet, dass ich mir sicher bin, nie wieder eine andere Software zu benutzen. Selbst meine zunächst größte Hürde – meine Kollegen mit dem richtigen Namen anzusprechen – ist mittlerweile Schnee von gestern.

Der Arbeitstag beginnt. Auch wenn sich langsam Routine einschleicht und das Tagesgeschäft sowie feste Wochentermine zur Normalität werden, ist kein Tag wie der andere. Immer gibt es neue Aufgaben zu erledigen, neue Erfahrungen zu machen, neue Probleme zu bewältigen und neue Menschen kennen zu lernen. Und so arbeite ich auch diesen Vormittag nach einer kurzen Absprache mit meiner Praktikumsbetreuerin wieder eigenständig an meinem Projekt weiter. Bis mich mein Outlook daran erinnert, dass ich in wenigen Minuten in der Kantine sein muss: Ich habe mich mit einer Mitarbeiterin aus der Nachbarabteilung verabredet. Das Mittagessen ist eine ideale Gelegenheit, verschiedene Menschen aus dem Unternehmen in lockerer Kantinenatmosphäre bei Salat, Schnitzel oder Gemüsepfanne kennenzulernen.

Nach dem Mittagessen setze ich mich mit einem viel zu vollen Magen wieder an den PC und bereue, den kneifenden Rock angezogen zu haben. „Jetzt kurz die Füße hochlegen …“, denke ich, doch sehe im gleichen Moment, dass über Mittag vier Mails angekommen sind, die bearbeitet werden wollen. Dass sich meine Kommilitonen in Lüneburg jetzt vermutlich gemütlich auf die Mensawiese legen werden, macht mich schon ein bisschen neidisch. Doch auch wenn der Wechsel von Uni auf Unternehmen eine große Umstellung ist und man immer wieder das Gefühl hat, das Lüneburger Studentenleben würde an einem vorbeiziehen, gehe ich jeden Morgen gerne zur Arbeit. Wenn ich ehrlich bin, genieße ich es sogar, mein recht theoretisches Studium durch einen Einblick in die Praxis bereichern zu können, bisher erlerntes Wissen anzuwenden und die Möglichkeit zu haben, meine beruflichen und persönlichen Fähigkeiten weiterzuentwickeln.

Und so verlasse ich auch heute wieder meinen Arbeitsplatz nach etwa acht Stunden mit einem guten Gefühl. Noch besser: es ist Freitag. Das bedeutet für mich, dass mein Wecker morgen endlich mal wieder nicht um sechs Uhr klingeln wird …

Kristin Jordan (die Autorin ist Otto-Group-Stipendiatin)

Die Otto-Group-Stipendiaten engagieren sich auch als Verein. Alle Infos dazu gibt es unter *http://www.ogsp.de/*.

„Haute Culture“ bei den Proben (Foto: L.-J. Freutel)

Musik, Theater und Gesang

» Haute Culture bringt Weihnachten auf die Bühne

Die Poster und Flyer sind nicht zu übersehen; selbst am Lüneburger Bahnhof hängt ein riesiges Plakat, das Werbung für das Weihnachtsmusical „Saraja und Morius“ macht. So viel Werbung macht mich neugierig. Ich nehme mir einen Flyer und lese, dass das Musical ein Projekt der studentischen Initiative „Haute Culture“ ist. Doch wer oder was steckt dahinter?

Ich setze mich mit den Verantwortlichen in Verbindung und werde prompt zu einer Probe eingeladen. Dort bin ich total begeistert von so viel Talent. Hier wird gesungen und geschauspielert, dass ich Gänsehaut bekomme. Ich vermute, dass unter den Akteuren ausgebildete Schauspieler stecken. Doch als ich mich erkundige wird mir erklärt, dass hier nur Studierende mitmachen. Klar, einige haben schon einmal Gesangsunterricht genommen, doch der Großteil sind Anfänger. Die gesamte Gruppe trainiert seit Ende November fast täglich für die Aufführungen. Schließlich läuft gerade die „heiße Phase“ der Proben, und es soll ja nichts schieflaufen bei der Premiere. „Jeden Tag zu trainieren ist neben der Uni ganz schön anstrengend“, sagt Phillip Gilly, ein Erstsemesterstudent, dem die Atmosphäre in der Initiative besonders gut gefällt. „Aus der Gruppe sind alle so nett und ich habe sofort Anschluss an meine Kommilitoninnen und Kommilitonen gefunden.“ Auch Anna Senne war von Anfang an begeistert. Sie ist wie Gilly im ersten Semester. Im Oktober ging sie einfach spontan zum Casting und ergatterte eine der Hauptrollen. „Natürlich ist es anstrengend so viel zu proben, aber es macht auch total viel Spaß“, erzählt Senne.

Eine andere Hauptrolle spielt Julia Kemp. Ich verabrede mich mit ihr in der Mensa, um noch mehr über das Schauspielern neben der Uni und die Initiative „Haute Culture“ zu erfahren.

Univativ: Julia, du hast eine der größeren Rollen im Musical ergattert. Bekommen nur die erfahrenen Studierenden größere Rollen?
Julia: Nein, das ist überhaupt nicht so. Ich habe zwar schon viel Erfahrung im Bereich Theater sammeln können und habe auch schon im Schauspielhaus in Hamburg gespielt, aber ich muss genau wie alle anderen zum Casting gehen. Die Jury entscheidet dann, wer welche Rolle bekommt. Dieses Jahr haben viele neue Mitglieder von Haute Culture eine große Rolle bekommen. Die sind alle total gut, da wird keiner bevorzugt.

Univativ: Beim Musical singt man ja auch. Musst du auch etwas singen?
Julia: Drei Lieder singe ich. Ich hatte in der Schule Gesangsunterricht. Aber das ist nicht Voraussetzung, um bei uns mitzumachen.

Univativ: Was gefällt dir so gut an der Initiative?
Julia: Franziska Pohlmann schreibt und komponiert alles selbst, davon bin ich beeindruckt. Alles vom Stück bis zur Werbung wird von Studierenden übernommen und erarbeitet. Das ist teilweise sehr anstrengend neben der Uni, macht aber auch total viel Spaß. Dass ich bei der Initiative mitmache, ist das Beste, was mir je passieren konnte. Wir sind teilweise wie eine Ersatzfamilie. Ich kann nur jedem empfehlen, zum Casting zu gehen. Wir brauchen besonders männliche Verstärkung.

Ich kaufe mir also Karten für die Aufführung an Nikolaus. Dort kann ich mich überzeugen, dass sich das Engagement der Studierenden gelohnt hat. Das Musical hat mir super gefallen. Alle, die sich für Theater und Gesang interessieren, sollten unbedingt beim nächsten Casting ihr Glück versuchen. *Laura-Jane Freutel*

Was macht eigentlich ...

» ... eine Fachschaft? Vieles. Zum Beispiel Bowlen

Auf der Pinnwand vor dem Büro von *Die Fachschaft BWL, VWL, WiSo, LBBS* steht in großen fetten Buchstaben: „Immer daran denken, jeden Mittwoch ist Fachschaft." In der einen Woche werden hochschulpolitische Themen auf der Sitzung behandelt, in der anderen Woche gibt es Freizeitausflüge. Vergangenen Mittwoch gingen wir mit 27 Leuten zum Bowling. Beim Bowlen fiel den meisten Studierenden auf, dass sie schon eine ganze Weile auf so eine Freizeitaktivität neben dem Studium verzichtet haben. Es wurde also Zeit für ein bisschen Ablenkung vom Uni-Stress.

Neben vielen Pudelkönigen, die keine Kegel treffen, sondern gekonnt die Kugel in die „Regenrinne" versenken, gab es auch den einen oder anderen Semi-Profi. „Solche Aktivitäten schweißen die Mannschaft zusammen, jeder lernt den anderen besser kennen und schätzen", sagt Marina Brandt, eine von drei Mitgliedern des Vorstandes der Fachschaft. Während Nadine Deinert noch die richtige Kugelgröße zwischen 11 und 13 sucht, wirft Hardy Crantz einen „Strike" nach dem anderen. Nebenbei wird noch über die aktuellen Entwicklungen an der Leuphana geredet und was gerade der eine oder andere so auf dem Nachttisch liegen hat. Zwischen dem Lehrbuch der Mikroökonomie und einem Krimi von Ken Follett ist alles dabei. Der „bekannte bunte Hund" der Fachschaft, Oliver Engelken, liegt am Ende in der Gesamtwertung weiter unten als erhofft. Er sichert zu, dass es das nächste Mal besser läuft. Wir werden sehen ... Zwei Wochen später ging es auf den Lüneburger Weihnachtsmarkt und anschließend ins Kino, Harry Potter 7 stand auf dem Programm. Vielleicht kann nun jemand mit dem einen oder anderen Zauberspruch ein neues Zentralgebäude zaubern. Oder auch nicht.

Christopher Bohlens (der Autor ist Mitglied der Fachschaft)

So wie jeder an der Uni Lüneburg eingeschriebene Studierende Teil der Verfassten Studierendenschaft ist, so ist er oder sie auch gleichzeitig Mitglied einer Fachgruppe. Letztere vereinigt alle Studierenden mit dem gleichen Abschluss. Durch die auslaufenden Studiengänge und neuen Studienmodelle an der Leuphana existieren unzählige Vertretungen mit verschiedenen Bezeichnungen (Fachschaftsrat, Fachgruppenvertretung). Beispielsweise bilden die wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fachgruppenvertretungen eine gemeinsame Fachschaft. Ziel: durch den Größeneffekt eine bessere Erfüllung der sozialen, kulturellen und vor allem hochschulpolitischen Aufgaben für die Studierenden der Fachgruppen zu erreichen, aber auch bei Fragen und Problemen Einzelner als kompetente Ansprechpartner zur Verfügung zu stehen.
Meist stellen sich aber nur einige wenige Studierende zur Wahl für die Fachgruppenvertretung. Diese finden jährlich und gleichzeitig zur Wahl des Studierendenparlaments (StuPa) statt. Lohn der Mühen sind dabei: bessere Einblicke in die eigene Hochschule, unbezahlbare Erfahrungen durch das freiwillige Engagement und Durchsetzungspotential für die studentischen Interessen gegenüber den Professoren und der Hochschulleitung. Die Arbeit der Fachschaft und Fachgruppenvertretung wird durch jeden Studierenden aus dem Haushalt der Verfassten Studierendenschaft durch die Semesterbeiträge finanziert. *Björn Buß*

Mehr Infos unter: *http://www.leuphana.de/ueber-leuphana/organisation/studierende/fachvereinigungen.html*

Anzeige

vom FASS®

DAS TEAM VOM FASS WÜNSCHT ALLEN EIN GLÜCKLICHES NEUES JAHR!

Und wenn noch etwas fehlen sollte ...
... wir haben

Essig, Öl, Wein, Likör, Whisky,
Wodka, Gin, Absinth ...

VOM FASS Lüneburg
Bardowicker Str. 11
nur 100 m vom Marktplatz!

Einmal Sonne und zurück

» Warum Pauschalurlaub schön sein kann – und warum auch nicht

Das Flugzeug, in dem ich mich befinde, setzt zur Landung an. „Auf Gran Canaria sind es 28 Grad Außentemperatur und Sonnenschein“, meldet der Pilot. Vor Freude auf die 20 Grad Temperaturunterschied zu Deutschland fängt mein Herz an zu hüpfen. Zwei Stunden später setzt es kurz aus – der Bus hat mich und meine Freundinnen zu unserem Zielort auf den Kanaren gebracht. Es ist eine Bettenhochburg wie aus dem Bilderbuch. Einheimische gibt es in dem Ort keine. Dafür sind gefühlte 90 Prozent der Urlauber deutsch. Mit den zahlreichen Restaurants, Touristenshops und Bars kommt man sich vor wie in einem überdimensionalen Freizeitpark. Was mache ich eigentlich hier?

Urlaubstraum oder Touristenhölle?
Die Autorin auf Gran Canaria (Foto: M. Mallwitz)

Rückblick – Es ist Oktober in Lüneburg und es ist kalt, windig und nass. Meine Laune ist im Keller. Anstatt die Semesterferien zu genießen, habe ich gearbeitet und zahlreiche Hausarbeiten geschrieben. Nach tagelangem Selbstmitleid fasse ich den Entschluss, während des Semesters zu verreisen. Doch um selbst zu planen reicht die Zeit nicht mehr aus. Also buche ich mit zwei Freundinnen eine Woche Pauschalurlaub auf Gran Canaria. Mein Ego freut sich auf Sonne und Entspannung, doch als überzeugte Individualreisende habe ich Zweifel. Was ist, wenn im Bungalowpark außer uns nur Kegelvereine sind, oder am Pool rund um die Uhr Animationsbespaßung läuft? Um der drohenden Verdummung zu entgehen, wähle ich meine Reiselektüre nach strengen Kriterien aus: Krieg und Frieden von Tolstoi. 1600 Seiten pure Hochkultur.

Drei Wochen später erwarten uns auf Gran Canaria die Konsumwelt und ihre zahlreichen Komplizen. „Hello Girls. How are you? Nice food, come in“, schallt es aus jedem Restaurant. Am Strand stehen Frauen, die uns hässliche Armbänder andrehen wollen und auf der Promenade verkaufen Männer gefälschte Diamanten. Ich bekomme Panik. Wie soll ich es hier nur eine Woche aushalten?

Kurz darauf ändert sich meine Meinung. Das Meer ist blau, der Strand endlos weit. Die Sonne scheint mir auf den Bauch, ich schlecke Eis und grabe meine Füße in den Sand. Entspannung pur. Am nächsten Tag laufen wir durch die Dünen von Maspalomas. Die Wüstenlandschaft ist überwältigend. Auch die schaukelige Busfahrt zu einem Fischerdorf ist ihre Mühen wert. Alte Männer sitzen mit selbstgedrehten Zigaretten auf dem Dorfplatz und spielen Karten, Kinder toben durch die engen Gassen und dicke Frauen schleppen ihre Einkäufe durch das autofreie Dorf. Als die Sonne untergeht, sieht es so aus, als stünden die umliegenden Berge in Flammen und der anschließende Sternenhimmel macht die Urlaubsidylle perfekt.

Am darauffolgenden Tag gehe ich tauchen. Oft habe ich das bisher noch nicht gemacht und der letzte Tauchgang ist zwei Jahre her. Aber kneifen tun nur Feiglinge. Also steige ich ins Boot, das uns zum Riff bringt. Boris, der charmante Tauchlehrer, zeigt mir, wie man am elegantesten vom Boot ins Meer kommt. Ich versuche, seine Ratschläge zu befolgen und plumpse ins Wasser. Eine Stunde später tauche ich stolz wie Oskar wieder auf. Gesehen habe ich genug. Bunte Fische, viele spitze Seeigel und eine aggressive Seespinne.

Die Erlebnisse inspirieren mich. Am Tag der Abreise fasse ich einen Plan: Ich werde den Heimflug sausen lassen und eröffne mit Boris einen Tauchladen auf Gran Canaria. Vielleicht kann ich zwischenzeitlich auch mal Tolstoi lesen. Von dem hab ich im ganzen Urlaub nur 50 Seiten geschafft. In dem Moment kommt ein Schmuckverkäufer vorbei und hält mir seine Ware unter die Nase. Ich schaue weg. „Fuck you“, blafft er mich an. Das mit dem Tauchladen sollte ich wohl noch mal überdenken. Wie wäre es stattdessen mit einem Hundeschlittenverleih in Kanada? Da wollte ich schon immer mal hin. Schön soll es da sein. Und so ruhig.

Lina Sulzbacher

L.U.S.T. auf Tourismus

» Praxiserfahrung zwischen Köln und Nijmegen

Ein Vier-Sterne Flusskreuzfahrtschiff, 140 Tourismus-Studierende aus ganz Deutschland, drei Tage, fünf Workshops und eine Fahrt von Köln aus auf dem Rhein nach Nijmegen in den Niederlanden – das ist das Rezept der „TourKon on Board – das Forum für touristische Nachwuchskräfte“, die in diesem Jahr bereits zum elften Mal stattfand. Organisiert wird das Ereignis vom L.U.S.T. (Lüneburger Universitäts-Studentenkreis Touristik e.V.), in dem Studierende aus dem Bereich Tourismus ihr Wissen in der Praxis anwenden können. Als am 12. November 2010 das Schiff in Köln ablegte, hieß es für die Teilnehmer erst einmal Kabinen inspizieren, bevor es nach dem Sektempfang zum ersten gegenseitigen Kennenlernen bei Kaffee und Kuchen in die Lounge des Vier-Sterne-Kreuzers ging.

Das Organisationsteam an Bord (Foto: B. Springer)

„TourKon on Board“ steht für Tourismus-Kontakt an Bord eines Schiffes, wo sich Studierende mit Referenten aus touristischen Unternehmen austauschen können. Zudem werden von den Unternehmensvertretern Workshops angeboten, in denen sich die Teilnehmer mit spezifischen Fragestellungen aus den jeweiligen Bereichen der Tourismus-Branche auseinandersetzen.

Abends wurden in der Lounge von gut gelaunten Moderatoren die lang erwarteten Referenten der touristischen Unternehmen vorgestellt. Dieses Jahr haben die Unternehmen „TUI Deutschland GmbH“, die „Sylt Marketing GmbH“, das „InterContinental Hamburg“, die „Autostadt GmbH“ und die „Pilot tours GmbH“ Vertreter auf die Flusskreuzfahrt geschickt. Fragestellungen der Workshops waren beispielsweise, wie die Destination Sylt in der Nebensaison mehr Besucher anlocken kann oder welche Angebote die TUI entwickeln muss, um Studierende und „Ökologisch Interessierte“ vermehrt als Zielgruppen zu gewinnen.

Am zweiten Tag ging das Schiff in Nijmegen vor Anker. Die historische Studentenstadt konnte nach den Workshops ausführlich erkundet werden, bevor es wieder zum Glühweinempfang an Bord ging. Dort stellten die Teilnehmer auf kreative Weise ihre Ergebnisse der Workshops vor. Referentin Lena Lawitschka (TUI Deutschland GmbH) war begeistert vom gezeigten Einfallsreichtum: „Die Studierenden haben sehr kreative und gute Ideen gebracht. Wir haben uns sehr gefreut, dass wir so viel aus den Workshops mitnehmen konnten“.

Natürlich kam auch das Feiern während der zwei Nächte auf dem Schiff nicht zu kurz und die Party direkt vor der Abreise wird den meisten Teilnehmern als gelungener Abschluss in Erinnerung bleiben. Insgesamt fiel die Resonanz der „TourKon on Board 2010“ sowohl bei Teilnehmern und Referenten, als auch bei den Organisatoren sehr positiv aus. Mit neuen Kontakten im Gepäck, Einblicken in touristische Unternehmen und hoffentlich „Lust“ auf mehr praktische Erfahrungen im Tourismus ging somit auch die 11. TourKon on Board in Köln zu Ende.

Merle Schroer (die Autorin ist Mitglied bei L.U.S.T.)

Anzeige

Univativ

Das einzig freie Blatt auf dem Campus!

Wir suchen eine neue Geschäftsführung!

Du bist ein Kommunikationstalent, hast keine Scheu vor Zahlen und circa eine Stunde Zeit pro Woche? Dann brauchen wir genau Dich für die Betreuung des Univativ-Kontos und unser Anzeigenmanagement.
Melde dich unter *univativ@leuphana.de*

Schickt uns Leserbriefe mit Verbesserungsvorschlägen und Anregungen zum Inhalt eures Hochschulmagazins.

Erasmus – hin und weg

» Grüße aus meinem Auslandssemester in Barcelona

¡Hola a todos!“, so beginnt übrigens auch die etwa monatliche Rundmail, in der ich Freunden und Familie von meinem Erasmus-Abenteuer in Barcelona berichte.

Vor meiner Abreise freute ich mich vor allem auf nächtelange Parties, Sangría am Strand, fremde Kultur, spannende Ausflüge und spanisches Uniflair. Mmh, eigentlich ist alles genau so! Trotzdem, oder gerade deshalb, gibt es natürlich jede Menge zu berichten.

September: Wohnungssuche in unbekannten Gefilden

Dass WG-Zimmer in Barcelona zu Semesterbeginn rar und teuer sind, hatte ich ja schon gehört. Diese Realität begegnete mir gleich in meinen ersten Tagen hier in Form unbezahlbarer Mehrbettzimmer und fensterloser Verschläge. Nach zwölf Besichtigungen, ungefähr 100 spanisch-gestotterten Telefonminuten und einem völlig zerfledderten Stadtplan habe ich dann doch eine gemütliche Bleibe gefunden – internationale Mitbewohner inklusive.

In meiner WG sprechen wir fünf Sprachen – Spanisch, Englisch, Brasilianisch, Italienisch und Deutsch. Und um die Verwirrung noch zu erhöhen, besuche ich an der Uni einen Katalanischkurs.

Oktober: Katalanisch für Anfänger

Ja, ihr hört richtig - jo parlo català! Naja, „una mica“, also ein bisschen, was ich lieber immer gleich betone, da sich meine bisherige Kommunikationsfähigkeit in der erstaunlich weit verbreiteten katalanischen Sprache bisher auf die einzeilige Begrüßung meines Hausmeisters beschränkt.

Aber eine Sache in meinem Katalanischkurs habe ich gleich verstanden – die Uhrzeiten. Traditionell beschreibt man beispielsweise die typische Abendessenszeit hier mit viertel Zehn, eineinhalbviertel Zehn oder aber auch erst zwei- oder dreiviertel Zehn. Wer kann folgen? ;)

Auf dem Campus der Universitat Autònoma (Foto: K. Koepke)

November: Unialltag

Ich studiere hier an der Universitat Autònoma de Barcelona. Die UAB ist schon seit 1993 eine Erasmus-Partnereinrichtung unserer Lüneburger Universität.

Die Uni liegt außerhalb der Großstadt Barcelona, denn der Campus ist groß, ach was - riesig. Wenn ich von meiner Fakultät zu meinem Katalanischkurs will, laufe ich mindestens 20 Minuten einmal quer über den Campus. Dabei passiere ich übrigens zwei Friseursalons, drei Geldautomaten und die campuseigene Apotheke.

Trotzdem verbringe ich als Erasmusstudentin wahrscheinlich deutlich weniger Zeit auf dem Campus als meine spanischen Kommilitoninnen und Kommilitonen. Das bringen wohl nicht nur meine spanische Urlaubsstimmung, sondern vor allem auch die des Öfteren verkaterten Morgen mit sich.

Dezember: Von wegen vorweihnachtliche Besinnlichkeit

Hier wimmelt es nur so von Erasmusstudierenden – aber das ist auch kein Wunder bei der tollen Stadt! So wird das ohnehin schon ansehnliche Partyangebot Barcelonas durch zahlreiche Clubs, Bars, WG- und Mottoparties für internationale Studierende bereichert.

Bereits auf dem Weg zur abendlichen Location einigen wir uns bei einem leckeren Schluck Sangría aus dem Tetrapack meist schnell auf die gemeinsame Verständigungssprache Spanisch. Trotzdem beherrscht der vorbildliche Erasmusstudierende natürlich bereits nach kürzester Zeit sämtliche Trinksprüche und -lieder aller Muttersprachen seiner internationalen Kommilitonen.

In diesem Sinne: Salut! Cheers! Na zdrowie! Cin cin! Santé! und Prost Neujahr!

Kristin Koepke

Für die UAB bietet das International Office pro Semester je zwei Plätze für Studierende der Politik-, Kommunikations- und Umweltwissenschaften an. Das Bewerbungsverfahren für Winter- und Sommersemester 2011/2012 ist abgeschlossen. Es werden jedoch noch Restplätze im Februar für euch ausgeschrieben.

„Schon einen Platz im Audimax reserviert?“

» Innenansichten eines Fakes auf dem Campus

Wir schreiben den 9. Juni. Nur an der Heizkostenrechnung wird sichtbar, dass der Winter ziemlich lang war. Eine unerträgliche Hitze schwebt über dem Campus. Die letzte Vorlesung dehnt sich wie gewohnt aus. Der Minutenzeiger streikt. Die Anwesenheitsliste wird zur Dozentin zurück gereicht. Jemand tuschelt: Es gibt frische, fettige Pommes in der Mensa. Düfte locken. Kommilitoninnen mit Sonnenbrillen schlendern mit ihren Freundinnen den Weg entlang. Die Sonne brennt über Lüneburg.

Dann stockt einem Leuphana-Semester-Studenten der Atem: Vor der Mensa stehen fünf in schwarzen Anzügen gekleidete Männer. Schweißperlen stehen ihnen auf der Stirn. Sie lassen es sich nicht anmerken. *Die Anzugträger haben nicht geahnt, wie heiß es heute sein würde. Es handelt sich hier um ein lange geplantes Vorhaben.*

Wenig später blitzt ein Silbertablett unter des Studenten Nase. „Kaviarhäppchen gefällig?“ Da sagt man nicht nein. *In wenigen Bildern kumuliert eine Realität. Sie fokussiert den Blick. Sie reizt.* „Ist der echt?“ Der junge Anzugträger nickt, als wäre das völlig selbstverständlich. *Es ist schwer, sich so zu verstellen*. Dann bricht der Wortschwall aus ihm heraus: „Haben Sie schon einen Platz im neuen Audimax reserviert? Geht bei uns first class. Mit Beinfreiheit, persönlicher Bedienung und Laptop. Parkhausstellplatz inklusive. Aber wir haben nur die ersten drei Reihen. Und schon viele Vorbestellungen.“

Der Kollege mit der Fliege reicht den Champagner dazu. Das mundet. Die Business-Vertreter scheinen von weit her zu kommen. Sie siezen selbst zottelige Kommilitonen. „Kostet allerdings 2199 Euro im Monat. Aber das haben Sie doch bestimmt: Wir sind Elite!“ Eine rothaarige Frau mit übermäßig strenger Frisur entführt den Kaviar. *Bis jetzt hat der Angesprochene nicht realisiert, dass Frauen Teil der Gruppe sind. Es belegt, dass Leitungspositionen in der Wirtschaft immer noch mit Männern assoziiert werden*. „Als Shiatsuliege kostet es leider etwas mehr…“, flötet die Frau. Ein Mann mit Fliege wirft seinen gegelten Scheitel. Er nickt dem Angesprochenen verschwörerisch zu: „Die Hochschule muss das Audimax halten. Mit uns als Geschäftspartner gelingt das besser. Wir kaufen uns ein. Und Sie sind dabei!“

Da erwacht der kritische Geist im Studenten. Die Hochschule soll auf seine Kosten an ein Unternehmen verkauft werden? Drüben wird gerade das Café Ventuno von ein paar KommilitonInnen besetzt. Die machen es richtig. Schließlich muss mal Schluss sein mit dieser Privatisierung auf dem Campus. Dieser Ort gehört doch den Studierenden!

Lauern auf Opfer (Foto: M. Richter-Steinke)

Die da vor ihm stehen, könnten doch auch welche sein… Er stellt den Sekt zurück. „Was erwarten Sie von uns? Ich finde das nicht gut.“ Der Schelm mit der Fliege reicht ihm nur grinsend die Rückseite des mitgebrachten Flyer: „Keine Sorge, wir sind von der gewerkschaftlichen Hochschulgruppe. Komm gern bei unserem nächsten Treffen vorbei. Dann regen wir uns zusammen über diese Zustände auf.“

In diesem Moment deckt die Aktivistengruppe ihren Fake auf. Sie solidarisiert sich mit den Adressaten. Eine offene Aussprache wird möglich. Ein Fake macht aufmerksam. Wer einen Fake plant, gehört einer Gruppe an, die gesellschaftliche Zustände kritisiert. Klischees werden bewusst so ausgereizt, dass es so auffällig erscheint wie glaubwürdig bleibt. Nicht immer ist dies bei Kommunikationsguerilla der Fall. Ursprünglich war geplant, den Fake erst Monate später aufzuklären. Bis ins Wintersemester wurde darüber gesprochen. Niemand hat uns erkannt. Wir wissen, dass unsere Aktion wirksam war.

Heike Hoja (Fake-Aktivistin)

„Den Laden schmeissen“

» Mister Tagesthemen Tom Buhrow und Journalistin Sabine Stamer im Interview

Ja, sie sind sympathisch. Nach ihrer Lesung im Lüneburger Hörsaal 1 schreiben „Tagesthemen“-Moderator Tom Buhrow und seine Frau Sabine Stamer ebenfalls Journalistin, doch tatsächlich „Alles Gute Kolleginnen!“ in unser Exemplar ihres neuen Buches. Nach über zehn Jahren Aufenthalt im Ausland sind beide vor etwa vier Jahren nach Deutschland zurückgekehrt. In „Mein Deutschland – dein Deutschland“ ziehen sie, ausgehend von persönlichen Erlebnissen und zusätzlichen Recherchen, Bilanz über ihr Heimatland. Dem ganz eigenen Erfahrungsbericht lauscht ein Publikum, dass auf Einladung der Buchhandlung Perl den Weg an die Uni gefunden hat. Im Vorfeld der Lesung sprach die „Univativ“ mit Tom Buhrow und Sabine Stamer über das, was ihnen an Deutschland auffällt, über ihr Studentenleben, ihren Berufsweg und die gemeinsame Arbeit an ihrem Buch.

Univativ: Haben Sie gern studiert?

Stamer: *Nicht so sehr. Ich habe mich gerade am Anfang der Studienzeit oft verloren gefühlt und hätte mir gewünscht, mehr an die Hand genommen zu werden. Ich habe mich damals an vielen Bildungsdemos beteiligt, unter anderem gegen eine Verschulung des Studiums. Das war zu der Zeit schon ein Feindwort. Heute denke ich darüber manchmal anders, weil ein verschultes Studium auch Vorteile bringt, wie zum Beispiel mehr Strukturiertheit. Das habe ich in meinem geisteswissenschaftlichen Studium oft vermisst.*

Buhrow: *Ich wusste auch oft nicht, wo es lang gehen soll an der Uni. Ich selbst komme nicht aus einer Akademikerfamilie und habe mich in der Rolle des Studenten nicht immer wohl gefühlt. In der Uni herrscht ja ein ganz eigenes Leben mit eigener Sprache und allem. Vor allem die Professoren sprechen in Chiffren. Als ich ein Praktikum bei einer Zeitung gemacht habe, war ich froh herauszufinden: Im Berufsleben reden alle wieder normal. Im Nachhinein habe ich festgestellt, dass einen nicht das an der Uni erlernte Fachwissen weiter bringt, sondern die Ausdauer, die man im Studium erlernt. Ich finde, dass die amerikanischen Colleges die Studenten bei der sozialen Integration und der Identifikation mit ihrer Uni besser unterstützen. Dort findet viel mehr soziales Leben auf dem Campus statt und es kann ein Zugehörigkeitsgefühl entstehen. Bei meiner alten Uni in Bonn war das überhaupt nicht so.*

Stamer: *Ich konnte mir am Ende des Studiums mein Zeugnis im Sekretariat abholen und das war‘s. Da gab es keine Abschlussfeier oder etwas, das Verbundenheit schaffen könnte.*

Buhrow: *Was das angeht, habe ich mich mit meiner alten Uni ein wenig versöhnt. Dort habe ich letztes Jahr auf einem Unifest ein paar Grußworte an die Studierenden gerichtet und im Nachhinein doch noch symbolisch eine Abschlussurkunde verliehen bekommen.*

Univativ: Wussten Sie als Studierende, wohin es für Sie beruflich gehen sollte?

Buhrow: *Bis zum Abi wusste ich nicht, was ich machen will, aber dann war für mich glasklar, dass ich Journalist werden möchte. Ich habe dann alles auf eine Karte gesetzt und Geschichte und Politik auf Magister studiert und nicht auf Lehramt. Ich wollte nicht, dass es so aussieht, als ob ich auf Lehramt studiere, um Lehrer werden zu können, falls es mit dem Journalismus nicht klappt.*

Stamer: *Ich war am Anfang ziemlich planlos und wusste noch nicht, was ich später mal beruflich machen will. Ich habe einfach das studiert, was mir Spaß macht: Erziehungswissenschaften und Germanistik. Nach dem Studium bin ich dann nach Rom gegangen und habe dort für eine Zeitung geschrieben. Ab da war mir klar, dass ich beim Journalismus bleiben will.*

Univativ: Haben Sie es als Nachfolger von Ulrich Wickert bei den Tagesthemen schwer gehabt, Herr Buhrow?

„Univativ“ im Gespräch mit Sabine Stamer und Tom Buhrow (Foto: S. Sieck-Pahl)

Buhrow: *Als ich Leiter des ARD-Studios in Washington wurde, war ich schon einmal in der Situation, einen bekannten Journalisten abzulösen. Es ist nie leicht, eine herausragende Rolle mit viel Verantwortung zu übernehmen und den Laden zu schmeißen. Dabei ist es eigentlich egal, wer der Vorgänger ist. Wichtig ist, sich nicht einschüchtern zu lassen. Ulrich Wickert hat vor mir dasselbe durchlebt. Er hat mir damals nur einen einzigen Tipp gegeben: „Sei nur du selbst." Ich habe mich daran gehalten und nie versucht, jemand anderes zu sein. Den Rest müssen Sie beurteilen.*

Univativ: Welche Nachrichten, die Sie abends vortragen, berühren Sie besonders?
Buhrow: *Ich glaube jeder, der im Fernsehstudio arbeitet und Ihnen auf diese Frage eine genaue Antwort gibt, kann nicht ganz aufrichtig sein. Anders als ein Reporter sind wir als Moderatoren ja nur mittelbar mit den Ereignissen konfrontiert und sehen sie genauso auf dem Bildschirm wie ein Zuschauer. Wir sind weit weg und dadurch nicht anders betroffen als er. Als ich selbst Korrespondent war, ist das anders gewesen, weil ich damals mit den Leuten direkt im Kontakt stand. Als Nachrichtenmann berühren mich vor allem persönliche Schicksale, zum Beispiel Meldungen von Familien, die in den USA durch die Wirtschaftskrise alles verloren haben. Ich denke aber, das ist beim Zuschauer nicht anders.*

Univativ: Wie verlief die Zusammenarbeit an Ihrem neuen Buch?
Stamer: *„Mein Deutschland, Dein Deutschland" ist ja nicht unser erstes Buch. Davor haben wir schon einen Reiseführer über Washington und „Mein Amerika Dein Amerika" zusammen geschrieben …*
Buhrow (lacht): *Das war sozusagen unser Testlauf.*
Stamer: *Ja … Bei unserem neuen Buch haben wir am Anfang überlegt, welche Themenbereiche wir überhaupt behandeln wollen, was uns wichtig ist. Dann haben wir die Kapitel untereinander aufgeteilt, je nachdem, wem welches Thema mehr liegt. Wir haben dann Entwürfe geschrieben und uns gegenseitig per E-Mail zugeschickt, obwohl unsere Büros direkt nebeneinander liegen. Der andere hat ergänzt, kritisiert und gelobt oder auch mal gesagt: „Das ist totaler Schwachsinn".*
Buhrow: *Totaler Schwachsinn? Also ehrlich … Das habe ich noch nie von dir gehört.*
Stamer: *Na ja gut, so habe ich mich vielleicht nicht ausgedrückt … Jedenfalls haben wir zwei Kapitel einzeln geschrieben, weil das unsere individuellen Erfahrungen sind. Tom hat über seine Marathonläufe berichtet und ich über meine Heimatstadt Helmstedt an der ehemaligen Zonengrenze. Aber auch in den beiden Kapiteln haben wir uns gegenseitig korrigiert. Das war natürlich Luxus für unseren Lektor.*

Univativ: Sie befassen sich in mehreren Kapiteln Ihres Buches mit Migranten in Deutschland. Warum interessieren Sie sich so sehr für das Thema?
Buhrow: *Weil das Thema Einwanderung ein wichtiger Teil der deutschen Wirklichkeit ist. Es ist uns auch deshalb aufgefallen, weil es immer wieder in den verschiedensten Zusammenhängen erwähnt wird, zum Beispiel im Bereich Bildung und Soziales. Wir widmen uns dem Thema vor allem anhand von Einzelschicksalen.*
Stamer: *Auch der Vergleich mit Amerika ist spannend. Die USA sind ganz bewusst ein „Einwanderungsland". Eins zu eins kann Deutschland das nicht kopieren, die Bedingungen sind ja auch ganz andere. Lernen kann man dennoch Einiges daraus.*

Univativ: Was ist Ihnen am meisten aufgefallen, als Sie aus den USA nach Deutschland zurückgekommen sind?
Buhrow: *Dass die deutschen Handwerker wissen, was sie tun. Andererseits wird in den USA Service groß geschrieben. Da gibt es beim Einkaufen überall einen „Wohlfühl-Boy", der dir zum Beispiel beim Tragen hilft.*
Stamer: *Trotzdem bringt man das, was man gekauft hat, oft eine Woche später zurück. Service ist also nicht alles.*
Buhrow: *Außerdem ist uns aufgefallen, dass die Amerikaner ausgesprochen freundlich sind. Da passiert es oft, dass du durch die Straßen gehst und dir jemand im Vorbeigehen zuruft: „Schöner Schal" oder „süßer Hund". In Deutschland ist man da viel verhaltener.*

Univativ: Und haben Sie jemals bereut, nach Deutschland zurückgekommen zu sein?
Stamer: *Nein, wir leben gern in Hamburg. Außerdem läuft es im Leben nicht so, dass man sich aussucht, wo man leben möchte, sondern die entscheidende Frage ist häufig: „Wo habe ich beruflich Chancen?"*
Buhrow: *Das stimmt. Ich könnte die Tagesthemen einfach nicht aus Washington moderieren. Der Umzug war also eine berufliche Entscheidung. Wir schauen nicht mit Wehmut zurück.*

Das Interview führten Birte Ohlmann und Lina Sulzbacher

Vorsicht, scharf!

» Bombenalarm an der Uni

Vor 13 Jahren wurde in der Nähe des Campus Scharnhorststraße eine Fliegerbombe aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden und entschärft. Eine Rekonstruktion.

Gespenstische Stille auf dem Campus der Universität Lüneburg. Nur das metallische Knarzen ist zu hören, als die Stahlzange von Peter Hornemann sich im Zünder verbeißt. Er hockt auf dem Boden, sein hünenhafter Körper stemmt sich gegen das Werkzeug. Obwohl hochkonzentriert, wirken seine Bewegungen routiniert. Der Sprengmeister geht nicht gerade zimperlich mit der Luftmine um, die 62 Jahre lang unbemerkt unter der Erde gelegen hatte – 250 Pfund schwer und immer noch scharf. Zwei Kollegen des Kampfmittelräumdienstes Niedersachen gehen ihm zur Hand. Die Fliegerbombe muss festgehalten werden, darf keinen Millimeter verrutschen, während Hornemann den hartnäckig klemmenden Zünder aus dem Gewinde hebelt. Es ist kalt, grau und windig an diesem Donnerstag, den 27. November 1997. *

Der Fundort der Bombe: Carl-von-Ossietzky-Straße südlich des Campus (Bild: leuphana)

Rückblick: Beim Bau der Wohnhäuser in der Carl-von-Ossietzky-Straße südlich des Campus ist ein Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden worden. Kurz darauf klingelt im Büro des Uni-Pressesprechers Henning Zühlsdorff das Telefon. Die Polizei ist dran, der Campus sei unverzüglich zu räumen. Für einen Augenblick vermutet Zühlsdorff einen schlechten Scherz. Um wirklich sicherzugehen, ruft er die Polizei zurück. Und dann geht alles ganz schnell: Für die Räumung schwärmen Mitarbeiter auf das Gelände aus. Es ist früher Nachmittag, überall finden noch Lehrveranstaltungen statt. Zühlsdorff selbst übernimmt die Evakuierung der nagelneuen Hörsäle, in denen gerade Vorlesungen gehalten werden. „Zum Glück kannten mich die Professoren persönlich. So haben sie mir auch gleich geglaubt", erinnert er sich heute.

Panik bricht nicht aus. Ruhig verlassen Studierende, Lehrende und Uni-Mitarbeiter das Gebäude, einige machen Witzchen. Geschlossen geht es ins Vamos, das zum sicheren Aufenthaltsort erklärt wird. Dem ein oder anderen Studierenden wird vielleicht erst jetzt die Vergangenheit der Universität bewusst: Im Dritten Reich beherbergten die Gebäude an der Scharnhorststraße eine Wehrmachtskaserne. Bei den massiven Luftangriffen Anfang 1945 wurde auch Lüneburg von britischen Kampffliegern bombardiert. Hauptziel war der Bahnhof, doch es gab „Ausreißer". So wie dieser Fünfzentnerkoloss, der nun rostig und vernarbt auf dem Baugelände in einer Sandkuhle liegt.

Insgesamt 3000 Menschen werden in Sicherheit gebracht: neben Studierenden und Uni-Mitarbeitern auch Anwohner der angrenzenden Wohngebiete, die unter anderem im Anna-Vogeley-Heim ausharren müssen. Niemand weiß, wie lange die Entschärfung dauern wird. Nach nur sieben Minuten hat Hornemann den ersten der zwei Zünder der Bombe entfernt. Kollege Thomas Krause murmelt ein verblüfftes „Hätte nicht gedacht, dass es so fix geht" in seinen rotblonden Schnauzbart. Doch noch ist das Team nicht fertig. Zügig drehen die drei von der Kampfmittelbeseitigung den zylindrischen Sprengkörper um. Das Spiel beginnt erneut, allerdings ist der zweite Zünder nicht ganz so widerspenstig. In 30 Sekunden ist es vollbracht, die Fliegerbombe entschärft. Der anfänglichen Stille weicht ein erleichtertes Witzeln und Fachsimpeln der Sprengmeister.
Die Wartenden im Vamos dürfen daraufhin ebenfalls aufatmen: Per Sprechfunk gibt die Polizei Entwarnung.

Die meisten Studierenden werden sich in diesem Moment wohl nur eine Frage stellen: Ob die Vorlesungen für den Rest des Tages ausfallen? Wohl kaum einer hatte tatsächlich Angst. Heute, 13 Jahre danach, resümiert Zühlsdorff: „Es gab zu keinem Zeitpunkt einen Grund, sich ernsthaft Sorgen zu machen."

* Die im Text beschriebenen Szenen wurden in der Doku „Sieben Minuten Angst" von Christian Ditter, Tobias Habura und Richard Röseler festgehalten.

Anna Aridzanjan

Frauensauna

» Neunzig Grad oder Der Feind in unserem Revier

Der Winter hält Lüneburg im Griff wie von eisiger Hand. Durch knietiefen Schnee stapfen Kommilitoninnen über den Campus. Kein Weg ist zu weit. Nur ein Zwinkern, ein Wink, leise Vorfreude bewegt uns: Wir werden uns treffen. Einmal in der Woche sind wir unter uns. Es scheint ein bisschen wie damals in der achten Klasse. Was wir auf dem Schulklo besprachen, fiel unter absoluten Datenschutz. Heute gehen wir in die Damensauna.

Der Saunagarten ist seit Wochen nicht mehr zugänglich. Wände aus Eis stemmen sich gegen die Glaswand des Ruheraums. Wenn wir von einem Bad in heißer Luft auskühlen, vergessen wir, wie wir uns draußen die Kapuze ins Gesicht gezogen haben. Wir wandern durch die Dusche. Der Schall unserer Schritte kehrt zurück. Eine Mitstudentin zieht an der Tür zum inneren Raum. Wir betreten unser Reich. Jetzt trennen uns nur noch wenige Schritte von der heißen Kabine.

Die Blonde, die vorangegangen ist, stellt sich erwartungsfroh vor die ersehnte Holztür. Sie wirft uns einen verschmitzten Blick zu. Neunzig Grad voll von zotigen Worten über den Kerl aus Statistik und wüsten Sprüchen über unsere Göttergatten locken. Wir werden es mit zischenden Aufgüssen von tropischen Aromen untermahlen.

Sie linst in das glühende Halbdunkel hinein. Plötzlich weicht sie erschrocken zurück. Auf einem gemütlichen Lattenrost schwitzt ein Mann. Er ist ein gut gebautes Exemplar. Fein säuberlich hat er sich in ein weißes Saunatuch gewickelt. Er mustert uns nichtsahnend. Die Kommilitonin runzelt die Stirn. „Was macht denn der da drin? Steht der Männerzugang offen?“ Sie watet über die warmen Fliesen und testet den Eingang in das andere Terrain. Erschrocken und konsterniert zieht sie die Tür wieder ins Schloss. Eine kleine Frau in unserer Mitte weiß es ganz genau. Sie schüttelt wütend den Kopf. „Einige nutzen doch wirklich jede Gelegenheit aus!“ Eine Mittzwanzigerin stapelt auf ihrem Arm noch immer alle ihre Utensilien. Verärgert hebt sie die Schultern. „Das ist mir doch egal, ob der Typ Stress sucht! Das ist unser Tag! Ich will, dass der auf der Stelle verschwindet.“

Der fehlplatzierte Besucher gibt sich unbeeindruckt. Er sauniert. Unser Team entschließt sich dazu, das Problem zu lösen. Am Tresen wird Verstärkung geholt. Wir erheben Anspruch auf unsere Räumlichkeiten. Wir holen den Mann jetzt da raus! Angriffslustig versammeln wir uns an der Holztür. Die Mitarbeiterin begleitet uns schwungvoll. „Sitzt das männliche Subjekt noch da drin?“ Wir nicken. Dann reißt sie entschieden die Saunatür auf. „Würdest du bitte diesen Heißluftraum verlassen? Heute ist Mädelstag. Klar?“

ER hebt irritiert seine dunklen Augen unter schwitzenden Wimpern. „Sorry?“ Wir sehen uns amüsiert an. Der Mann versteht kein Deutsch. Für ihn findet heute keine Frauensauna statt! Niemand hat versucht, mit ihm zu rechnen. Alles im Leben, was zählt, verlässt die Diskurse der Sprache.

Die Mitarbeiterin stemmt ihre Arme in den Türrahmen. „Today only for girls. Okay?“ Verlegen erhebt sich der Typ. Er blickt sich in der Runde um, als hätte er den Kurs verfehlt. Die kleine Frau, der eben noch Böses schwante, sieht nicht weniger beschämt aus als er. Langsam rafft er sein Saunatuch um seinen olivfarbenen Körper und wendet sich, um zu gehen. Er dampft zufrieden nach einer langen Sitzung im Raum der Frauen. Die Hitze flirrt, bevor wir eintreten.

„I`m sorry learning your language needs so much time“, murmelt der Fremde. Unsere Welten trennen sich schon wieder. Dann müssen auch wir nicht mehr frieren.

Heike Hoja (Studio 21-Liebhaberin)

Dämmerlicht (Foto: H. Hoja)

Selbstpornographisierung

» Der erotische Epilog des Feminismus

Feminismus ist wie Londons Schnee von gestern: Nicht weggekehrt, nur festgefroren und unangenehm. Trotz über 2000 Jahren Erfahrung als Weltstadt ist London vollkommen überfordert mit so etwas wie Schnee. Menschen rennen herum wie kopflose Hühner, Flughäfen werden geschlossen und Bahnstrecken gesperrt. Mangels Schaufeln oder Streugut werden alle Gehwege zu einer hunderte

Sex essen Seele auf (Foto: DJOtaku)

Meilen langen Eisbahn. Die weibliche Bevölkerung reagiert scheinbar kopflos und trägt trotz Kälte zu großen Teilen Outfits, die zur Frage anregen: „Habt ihr heute Morgen einfach vergessen, eine Hose anzuziehen?“ Die moderne Cosmopolitin findet offenbar keine bessere Möglichkeit, sich über die eisige Fläche eines historisch gewordenen Feminismus zu bewegen, als bei jedem Schritt einen 10cm-Overkneestiefel-Pfennigabsatz hineinzubohren. Ist zwar anstrengend, aber wenigstens rutscht man nicht aus.

Zugegeben: Da Frauen schon Haare ab- und Hosen anhaben, bleibt zum nächsten Schritt der Inszenierung von Emanzipation scheinbar nicht so viel übrig. Frau richtet ihren Blick auf die glitzernde Celebrity-Welt zur Inspiration. Und siehe! Die diskursive Aussage der Damen lautet: Wir sind so unglaublich emanzipiert und selbstbewusst, wir können unseren Job nackt oder in Unterwäsche machen, ohne an Sexismus überhaupt nur zu denken!

Rihanna schwingt ihre Hüften in S&M-Lack&Leder-Kleidung und intoniert „I like the way it hurts“ (dt: „Ich mag den Schmerz“). Dita van Teese ruiniert regelmäßig teure Unterwäsche in überdimensionierten Champagnergläsern. Lady Gaga zieht die Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Fleisch, indem sie alle Bedenken über Tierrechte und Hygiene fahren lässt und sich in einen feschen Rindersteak-Mini schmeißt. Katy Perry erinnert daran, dass aus Milch auch Sahne werden kann, indem sie ein paar „California Girls“ mit selbiger aus ihren Brüsten bespritzt. Lecker. Wem das alles noch nicht explizit und selbstsicher genug ist, der schalte Big Brother ein und beobachte Frauen dabei, wie sie echt total gut mit ihrer Sexualität klar kommen. Die Angst der feministischen Generation, zum „Sexobjekt“ degradiert zu werden, ist schon längst fröhlich weggetanzt.

Feminismus war mal eine gesellschaftspolitische Bewegung. Heute ist er nur noch eine Lifestyle-Entscheidung. Und zwar eine, die genauso „out“ ist wie Technopop und Urlaub am Ballermann. Angela McRobbie schreibt, wir lebten in einer „postfeministischen“ Zeit*. Frauen sind heute im Allgemeinen gleichberechtigte, unabhängige Gutverdienerinnen. Möglichkeiten politischer Subversion in der Teilnahme an Konsumkultur werden allerdings zugunsten weiblicher Unterhaltung und Nachfrage nach “femininen” Gütern ausverkauft: Neonfarbener Nagellack, Poledance-Fitnesskurse, hautenge Hosen in Stiefeln. „Die Idee feministischen Inhalts ist verschwunden,“ so McRobbie, “und wurde von aggressivem Individualismus, einem hedonistischen weiblichem Phallizismus im sexuellen Bereich und einer Obsession mit Konsumkultur ersetzt.” Die postfeministische Maskerade der „Fashionista“ als weibliches Identifikationsangebot kommt als quasi-feministische Geste daher, ohne eine ernstzunehmende Bedrohung patriarchaler Autorität darzustellen. Ein Beispiel für weiblichen Phallizismus ist Erfolgsfrau Amy Winehouse, deren Lidstrich so breit ist wie ihr Minirock und der es „freigestellt“ ist, zu saufen, zu kotzen und aus Spaß Sex zu haben „wie ein Kerl“. Hinter diesem Gehabe steckt allerdings nur eine scheinbare Geschlechtergleichheit. Es ist eher eine Provokation des Feminismus und eine triumphale Geste des wieder auflebenden Patriarchalen. Den diskursiven Ersatz feministischer Inhalte mit Konsumkultur nutzt eine aktuelle Werbekampagne

für vor Hitze schützendem Haarspray in London: Eine Frau schüttelt lasziv ihre Haarpracht, auf der zu lesen ist: „Kann nicht kochen. Werde nicht kochen. Auch nicht mein Haar.“ Dem Klischee der kochenden Hausfrau wird mit dem Kauf von Schönheitsprodukten entgangen.

Selbstpornographisierung von Frauen ist eine weitere Manifestation postfeministischer Maskerade. Auf akademischer Ebene scheuen sich Forscher vor einer ernsthaften Debatte darüber, was die weit verbreitete Teilnahme von Frauen an Sex-Entertainment für die nunmehr veraltete feministische Perspektive auf Pornographie und Sexindustrie bedeutet. Diese Lücke muss dringend gefüllt werden. Aus McRobbies Sicht stellen der Poledance-Fitnesstrend, der Spaß an Abenden in Stripclubs, am „Sexting“ oder sogar am Tragen von Stringtangas einfach beunruhigende Formen postfeministischen Pseudo-Empowerments dar. Das politische Unbehagen macht den Spaß dabei nicht weniger real.

Ja, ich hatte Spaß an meinem Stripdance-Kurs in der Kaifu Lodge. Ich finde es auch witzig, dass meine beste Freundin demnächst eine „Dildo-Party“ bei sich veranstalten möchte (wie eine Tupper-Party nur eben mit Sexspielzeug). Aber ich spüre auch die Melancholie und Verwundung, von der McRobbie spricht. Auf der einen Seite spüre ich die Schläge gebildeter Feministinnen, die man aus der Uni kennt und die irgendwie Recht haben. Auf der anderen Seite bekomme ich Schläge von meinen schicken Freundinnen, wenn ich mal wieder einen Pulli trage, der wie ein Sack an mir herunterhängt. „Sei emanzipiert! Sei weiblich!“, schreit es von allen Seiten, wie auf einer zu lauten Weihnachtsfeier. Ich löse es mit Augenzwinkern und, man kann es nicht anders sagen, mit trotzig-scherzender Überaffirmation von Elementen weiblicher Konsumkultur: Ich habe alle Bände von Twilight verschlungen – *augenzwinker*. Ich habe drei verschiedene Souvenir-Special-Magazine der Verlobung von Kate und William gekauft (mit Babyfotos!) – albern, diese ganze Aufregung. Meine Liebäugelei mit der Feinstrumpfhose von Topshop, die so aussieht, als hätte man Overknee-Strümpfe an (es gibt sie auch in der Straps-Variante) löse ich dadurch, dass ich sie zu Weihnachten an meine Tante verschenke. Als Scherz, versteht sich.

Feministinnen wollten das Bild der hübschen, folgsamen und angepassten Frau unterbieten: Weniger von allem. Röcke aus, Hosen an. Das ist der Schnee von gestern. Heute versucht frau es mit der Überaffirmation stereotyper weiblicher Sexualität: Hosen wieder aus. Es muss allerdings eine andere Lösung geben, sich auf dem Glatteis des Feminismus zu bewegen als auf Strümpfen in schicken Stiefeln. Wir hatten eine kühle Zeit mit raspelkurzen Haaren und keinen BHs, nun eine zu heiße Zeit mit Extensions und superschicken Korsetts. Lauwarm klingt langweilig, aber warum nicht?

Fabienne Erbacher

*Angela McRobbie, The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change, Sage Publications, 2009, 192 pp

Anzeige

Eine-Welt-Laden und Umwelt-Laden **im Heinrich-Böll-Haus Lüneburg**

Bio & Fair

30 Sorten Kaffee aus Fairem Handel, vom milden mexikanischen Organico bis zum markanten Espresso aus Afrika · **100 Sorten Wein** aus ökologischem Anbau aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Österreich, Italien und Griechenland · **100 Sorten Bio-Tee**: Schwarztee, Grüntee, Kräutertee, Früchtetee, Gewürztee und aromatisierten Tee **Primavera**: **80 verschiedene** ätherische Öle und Airsprays, schöne Duftlampen und -steine **Kunsthandwerk und Musikinstrumente** aus Afrika, Lateinamerika und Asien

Umweltschutzpapier in bunten Farben und schönen Motiven: für Schule, Büro, zuhaus **T-Shirts** aus Bio-Baumwolle · **Lebensmittel** – fair & bio: Schokolade, Gebäck, Fruchtaufstrich, Honig, Kakao, Reis, Chutney, Kräuter, Gewürze **Schauen Sie doch mal** herein: hier finden Sie viel Schönes für sich und zum Verschenken.

Katzenstraße 2
zwischen Schröderstraße
und Neue Sülze
Telefon 0 41 31/4 10 93

HEINRICH·BÖLL·HAUS
LÜNEBURG

Eine Hommage auf die Glühbirne

» Wie Peter Lustig ihr Ende erklären würde

Das hier ist eine Glühbirne. Sie schenkt uns Licht und Wärme und davon sogar ziemlich viel. Sie existiert schon sehr lange, um genau zu sein seit ungefähr 130 Jahren. Da wurde sie nämlich von einem Herrn erfunden, der nannte sich Thomas Edison. Naja, um genau zu sein, wissen wir nicht ganz sicher, wer sie zuerst erfunden hat, denn um die selbe Zeit gab es auch noch ein paar andere Männer, die eine ähnliche Idee hatten, unter anderem auch einen Herrn Joseph Wilson Swan. Der meldete schon zwei Jahre vor Edison sein Patent an, verlor allerdings den Patentstreit. Klingt ein bisschen ungerecht, ist es wahrscheinlich auch.

Auf jeden Fall hat die Glühbirne uns für lange Zeit Licht gespendet, das sehr viele Menschen als angenehm empfunden haben. Bei der Glühbirne funktioniert das nämlich so: Es gibt einen Draht, durch den wird Strom geleitet, was den Draht dann zum Glühen bringt. Damit der Draht nicht verbrennt, ist er in einem Glaskolben, in dem keine normale Luft ist, sondern ein Schutzgas. Der Draht wird nämlich sehr heiß, fast 2500 Grad Celsius! Nach ungefähr 1000 Stunden ist der Faden so abgenutzt, dass er kaputt geht und eine neue Birne benötigt wird.

Weil die Glühlampe mehr Energie in Wärme als in Licht umwandelt, und zwar ungefähr 95 Prozent, hat die EU beschlossen, dass die Glühbirne verboten wird. Deshalb dürfen seit September 2009 keine matten und keine 100Watt- Glühbirnen mehr hergestellt werden.

BU: Auslaufmodell (Foto: wrw / pixelio.de)

Seit diesem Jahr sind auch die 75Watt nicht mehr erlaubt und in den nächsten zwei Jahren werden alle anderen folgen, bis wir gar keine mehr haben. Die Tage der Glühbirne sind also gezählt. Die EU will nämlich, dass wir stattdessen andere Leuchtmittel verwenden, Energiesparlampen zum Beispiel. Die haben eine längere Lebenszeit und können viel mehr Energie in Licht umwandeln. Klingt gut, aber vergessen wird oft, dass sie Quecksilber enthalten. Solange die Lampe heil ist, ist das kein Problem, aber wenn sie kaputt geht, ist das gar nicht gut, weil Quecksilber schädlich für uns ist. Und weil das nicht nur schlechte Folgen für uns, sondern auch für die Natur haben könnte, dürfen die Lampen auch nicht einfach in den normalen Müll geschmissen werden. Das wissen nur leider nicht alle.

Außerdem mögen viele Menschen das Licht der Glühbirne viel lieber, als das ihrer Lückenbüßer. Deshalb gibt es auch Widerstand. Von Siegfried Rotthäuser zum Beispiel, der ist Ingenieur aus Essen und verkauft seit Kurzem so genannte „Heatballs“. Er sagt, dass das Kleinheizelemente sind, die als Abfallprodukt ein wenig Licht produzieren. Klingt wie eine Glühbirne, ist es auch. Rotthäuser ist nämlich der Meinung, dass wir den Edison einfach völlig falsch verstanden hätten. Der hätte gar kein Mittel zum Leuchten erfunden, sondern eigentlich eine Heizung und wir hätten diese nur Jahrzehnte lang falsch verwendet. Ob der Rotthäuser mit seinen Wärmebällen Erfolg hat oder ob er Ärger mit der EU bekommt, werden wir sehen, auf jeden Fall wurde die Glühbirne erstmal begraben.

Rachel Pekker

Diskrete Strukturen Teil I

» Die Trennung

Ich sitze mit meiner Mitbewohnerin in der Küche. Es ist weit nach zwölf Uhr nachts. Tabak und Alkohol sind auf dem Tisch. Sie hat die „harten Sachen“ ausgepackt – jetzt geht`s zur Sache. Benebelt vom Rauch, der Musik und den Gesprächsthemen, kippe ich mir das Zeug in meine, was Hochprozentiges angeht, doch eher jungfräuliche Kehle. Das Gespräch erstreckt sich von ihren neuesten Erlebnissen auf dem Kiez bis zu Intimrasur und Sex mit Frauen. Einiges davon ist bei mir im Moment reine Theorie, denn – tada – ich bin seit einiger Zeit Single.

Alles neu macht der Mai, so sagt man. Bei mir war es der Januar und er traf mich mit bis dahin ungekannter Härte. Nach nunmehr fast sechs Jahren wieder Single – damals noch ein unbedarfter Teenie, heute eine ausgewachsene und von den Jahren und verschiedenen Lebensumständen gegerbte Twenie. Dieses Mal war alles anders, dieses Mal war nicht alles schon geplant und vorhersehbar gewesen. Ich landete sehr schmerzhaft und heftig wieder im Sattel eines der alten Holzpferde auf dem sich unentwegt drehenden Karussell der verlorenen lesbischen Singleseelen. Und das nach all der Zeit – mir wurde ganz schlecht.

Wie ist es, wenn Lesben sich trennen? Und ab wann hat frau das Gefühl, wieder ein eigenständiger Mensch zu sein? Ich kann nur sagen: „Auweia, Auweia!“. Da wollen Exfreundinnen plötzlich zu besten Freundinnen mutieren und es ist wahrhaft schlimmer, ihnen auf der Straße zu begegnen als einem echten Zombie. Klar ist, dass Trennungen bei Lesben nicht anders oder spektakulärer verlaufen als bei jedem anderen menschlichen Paar, aber: Es ist schwieriger seiner Ex aus dem Weg zu gehen. Die Szene ist einfach zu klein für Trennungsschmerz. Daran ändern auch neue „Liebes“-Abenteuer nichts.

Aber irgendwie habe ich es geschafft. Wir haben uns seit Monaten nicht mehr gesehen. Diesmal stehe ich nach einer langen durstigen Zeit an der Klippe. Ich bin allein. Da fängt plötzlich etwas an, das du nach all der Zeit gar nicht mehr gewohnt bist. Du beginnst es zu spüren und im ersten Moment kann es über dich hereinbrechen und versuchen dich aufzufressen, aber dann geht es weiter.

Bei uns gibt es keine Vorbilder für langanhaltende Beziehungsstrukturen, die schon seit Jahrtausenden bestehen. Das ist meiner Meinung nach auch befreiend, denn es ist nicht der Geschmack einer jeden „so“ zu leben. Aber es führt zu größerer Verunsicherung. Man kann sich nicht einfach auf etwas berufen oder etwas erwarten. Wie sollen wir es machen? Wollen wir leben, wie wir es von heteronormativen Strukturen vorgelebt bekommen? Ich muss ehrlich sagen, dass ich mir beim Eingehen einer Beziehung darüber nie Gedanken gemacht habe. Doch langsam taucht dieser Gedanke in meinem Bewusstsein auf. Ich spüre, wie neu er für mich ist.

Bei Lesben macht man eher Witze, dass sie zum dritten Treffen gleich den Umzugswagen mitbringen – viel zu schnell, viel zu viel, beste Freundin und Geliebte: Zwei zum Preis von einer. Und nun sitze ich hier in der Küche. Die gemeinsame Wohnung wurde zur Wohngemeinschaft umgewandelt. Ein neuer Teppich wurde verlegt, alte Möbel entsorgt und neue aufgestellt. Alte Kontakte wurden abgebrochen, neue Menschen bestimmen nun mein Leben. Und mir wird klar, dass ich immer noch nicht weiß, wo mein Platz ist, dass die Reise noch lange nicht am Ende ist, hoffentlich auch nie sein wird.

A.U.

Anzeige

Das perfekte Dinner

» Drei Gänge, die euch einheizen

Schon immer haben die Menschen sogenannte Aphrodisiaka eingesetzt, um Lust und Potenz zu steigern. Die richtigen Gewürze, ein wenig Schärfe, Früchte und viel Eiweiß – das sind die Zutaten, die euch so richtig in Fahrt bringen. Für ein perfektes erotisches Dinner müsst ihr nicht den ganzen Tag in der Küche stehen: Unser Menü ist in anderthalb Stunden servierfertig. Also ran an den Herd, rauf auf die Teller, rein in den Magen und dann…

Vorspeise: Guacamole mit gebratenen Garnelen

Zutaten: 1/2 kleine rote Chilischote, 1 Frühlingszwiebel, 1 Bio-Limette, 2 reife Avocados, 100g Joghurt, Salz, Pfeffer, 40g getrocknete, gehackte Cranberries, 4 Riesengarnelen, 2 TL Öl

Zunächst die Chilischote putzen, abspülen und sehr fein hacken. Die Frühlingszwiebel putzen, abspülen und ebenfalls sehr fein schneiden. Limette abspülen, die Hälfte der Schale abreiben, den Saft auspressen. Die Avocados halbieren, den Stein entfernen und das Fruchtfleisch heraus löffeln. Dieses mit Limettensaft und Joghurt fein pürieren. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. Limettenschale, Chili, Frühlingszwiebeln und Cranberries unterrühren. Die Riesengarnelen abspülen und trockentupfen. Öl in einer beschichteten Pfanne erhitzen und die Garnelen darin ca. 2-3 Minuten braten. Die Guacamole mit den Garnelen zusammen in Gläsern anrichten.

Hauptgericht: Thai-Curry auf Reis

Zutaten: Zitronengras, 1-2 Limettenblätter, 1 Zwiebel, rote Currypaste, 400ml Kokosmilch, 200g Schlagsahne, Salz, Pfeffer, Zucker, Limettensaft, 2 Möhren, 1-2 Zucchini, 100g Zuckerschoten, 2 rote Paprika, 4 Frühlingszwiebeln, ½ Bund Thai-Basilikum, 2-3 EL Öl, 300g Hähnchenbrust, 2-3 Tassen Duft- oder Basmatireis, 1-2 EL Butter

Das Fleisch in mundgerechte Würfel schneiden. 2-3 TL Currypaste mit Öl verrühren und zum Fleisch geben. Einen Teil Zitronengras längs halbieren und in etwa 3 cm lange Stücke schneiden. Limettenblätter waschen und mit dem Zitronengras zum Fleisch geben. Etwa 30 Minuten marinieren lassen. Für die Sauce die Zwiebel schälen und fein würfeln. Öl in einem Topf erhitzen. 3 TL Currypaste zugeben und etwa 2 Minuten braten lassen. Zwiebeln zugeben, weitere 3 Minuten glasig werden lassen. Mit Kokosmilch und Sahne ablöschen. Das restliche Zitronengras mit dem Rücken eines Messers „anquetschen“, im Ganzen mit Limettenblättern zugeben. Etwa 20 Minuten köcheln lassen. Gemüse waschen, putzen und in mundgerechte Stücke schneiden. Basilikum waschen, trocken tupfen, Blättchen abzupfen. Butter in einem Topf erhitzen, Reis zugeben und glasig dünsten. 4-6 Tassen Wasser und etwas Salz zugeben. Aufkochen und auf kleinster Stufe mit Deckel 16-18 Minuten ziehen lassen. Öl in einem Wok (oder einer großen Pfanne) erhitzen. Fleisch, ohne Zitronengras, kurz anbraten, aus der Pfanne nehmen. Möhren, Zuckerschoten und Paprika in die Pfanne geben, 2-3 Minuten anbraten. Restliches Gemüse zugeben und weitere 4 Minuten braten. Fleisch, Basilikum und Sauce zugeben, 1-2 Minuten erhitzen. Das Thai-Curry mit dem Reis servieren.

Dessert: Passionsfruchtcreme mit Beeren und Himbeer-Minz-Sauce

Zutaten: 5 Blatt Gelatine, 125g Passionsfruchtmark, 75g Mangomark, 150g Joghurt, 1-2 EL Passionsfruchtlikör (schmeckt auch mit Amaretto), 2 Päckchen Vanillezucker, 200g Schlagsahne, 200g Himbeeren, 2 EL Puderzucker, 2 Zweige frische Minze, evtl. etwas Likör, 250g gemischte Beeren

Zunächst die Gelatine in kaltem Wasser 5-6 Minuten einweichen. Passionsfruchtmark, Mangomark und Joghurt mischen. Gelatine mit dem Likör in einen Topf geben. Bei kleiner Hitze schmelzen und unter die Joghurtmischung rühren. Sahne mit Vanillezucker aufschlagen und vorsichtig unter die Joghurtmasse heben. Die fertige Masse in kleine Gläser oder Schüsseln füllen und etwa 2 Stunden kühl stellen. Himbeeren mit Puderzucker und Minzzweigen mischen und etwa 20 Minuten ziehen lassen. Minze entfernen, Himbeeren durch ein Sieb streichen. Sauce evtl. mit Puderzucker und etwas Likör abschmecken. Kurz vor dem Servieren gewaschene Früchte unter das Himbeermark mischen. Zum Schluss die Früchte zur Creme geben.

Laura König, Gwen Lesmeister

Quellen: http://www.lustvolle-liebe.de/ · http://weltderwunder.de.msn.com/

Schwitzen und Geniessen

» Drei Saunalandschaften in Lüneburg und Umgebung

Salü Saunalandschaft mit Komfort
Uelzener Straße 1–5, Telefon 7230, www.kurzentrum.de, Mo–Sa 10–23 Uhr, So 8–21 Uhr

Was gibt es Schöneres, als sich an einem kalten Winterabend bei wohligen 90°Crad auf ein paar Holzdielen zu räkeln, sich anschließend im Außenpool abzukühlen und danach in einen Bademantel gehüllt ein paar leckere Drinks zu schlürfen? Für die Saunafreunde unter den Studierenden ist eine Tageskarte regelrecht ein Muss und mit Studentenrabatt schon für einen recht erschwinglichen Preis von 14,80 Euro zu erhalten.
Beginnend mit einem Fußbad und einem darauf folgenden Honigaufguss im wohltemperierten Dampfbad wird so jeder müder Kreislauf in Schwung gebracht. Zum Einstieg ist die Bio-Sauna bei angenehmen 60°Crad hervorragend geeignet. Neben der Kaminsauna und der Eukalyptussauna gibt es für die geübten Schwitzenden die finnische Sauna, die mit ihren 110°Crad jede Frostbeule zum Schwitzen bringt. Abgerundet wird das Programm durch abwechslungsreiche Aufgüsse, wobei vom klassischen und tropischen Aufguss bis hin zu Salz und Eis alles dabei ist. Zwischen den Saunagängen bieten der Ruheraum, das Kaminzimmer oder das Rosentepidarium Gelegenheiten für ein erholsames Nickerchen.

Studio 21 Kleine Sauna mit Blick auf die Bibliothek
Scharnhorststraße Uni Campus, Tel. 677 110 , www.studio21.de, Mo-So 13-21 Uhr

Genervt von den Dozenten oder gestern mal wieder zu lange auf dem Zwutsch gewesen? Dann ist es Zeit mal wieder so richtig Dampf abzulassen und ermattete Geister zum Leben zu erwecken! Wo? Direkt auf dem Campus und zwar in der schnuckeligen Sauna vom Unisport Studio 21. Zugegeben, für mehr als neun Menschen ist in der Sauna wirklich kein Platz und der Ausblick auf die Bibliothek ist auch nicht unbedingt eine Ablenkung vom Studienalltag. Dennoch bietet die Sauna, neben regelmäßig wechselnden Aufgüssen und einem wunderschönen bambusumzäunten Saunagarten mit Liegestühlen zum Relaxen und Kieselsteinen für eine wohltuende Fußmassage, genügend Gründe für einen Besuch. Wer Mitglied im Fitnessstudio, Gym oder sonstigen Sportkursen ist, kommt sogar kostenlos hinein. Ansonsten kostet eine Saunakarte für Studierende läppische 20 Euro im Semester oder 30 Euro für zehn semesterübergreifende Saunagänge.

ALCEDO Adendorf Saunalandschaft Nähe Lüneburg
Scharnebecker Weg 23, Tel. 6844915, www.alcedo-spa.de, Mo, Mi & Fr 6.30–23 Uhr, Di & Do 9–23 Uhr, Sa 10–22, So 10–20 Uhr

Nicht weit entfernt von der Salzstadt befindet sich die Saunalandschaft der Sportanlage Adendorf. Wer einmal Lust auf ein wenig Abwechslung verspürt, schwingt sich flott aufs Fahrrad und fährt zur etwa sieben Kilometer entfernten Ruhe-Oase. Die Sauna bietet von der türkischen Dampfsauna und finnischen Sauna bis zur japanischen Loftsauna mit angrenzendem japanischem Garten ein kulturell abwechslungsreiches Schwitzprogramm. Zudem bietet die Sauna durch die Schneegrotte eine traditionell finnische Art des Abkühlens, wobei sich herkömmlicherweise nach dem Saunagang im Schnee gewälzt wird. Zwischendurch kann man an der Bar auf ganz traditionell deutsche Art und Weise ein Bier oder Saft genießen oder im Schlafraum vor sich hin dösen. In der Woche gelangt man auch schon für einen soliden Preis von 13 Euro und am Wochenende ab 14 Euro in den wunderbaren Genuss des Saunierens.

Birte Hensen

Entspannen im Außenbereich des Studio 21 (Foto: Studio 21)

Univativ testet ...

» Feuerzangenbowle

„Die Feuerzangenbowle“ – der Film ist ein beliebter Winterklassiker. Angeregt durch den Genuss der Feuerzangenbowle beschließt der junge Schriftsteller Johannes Pfeiffer, der von Privatlehrern unterrichtet wurde, seine Jugend nachzuholen und erstmals eine Schule zu besuchen. Seine witzigen Erlebnisse als Schuljunge wurden zum Kult. Die Univativ-Redaktion hat sich auf die Spuren des Films begeben und ohne Rücksicht auf Brand- und Katergefahr die Feuerzangenbowle für euch ausprobiert.

Die Feuerzangenbowle - Spiel mit dem Feuer (Foto: J. Göbel)

Vorbereitung:

Im Internet findet man unzählige Anleitungen für die Feuerzangenbowle. Die meisten davon fallen unter die Kategorie simpel: eine Ermutigung für uns Feuerzangenbowle-Neulinge. Einfach loslegen kann man aber nicht. Für die Feuerzangenbowle benötigt man ein Gerät, das wohl die Wenigsten zu Hause haben, das aber für die Zubereitung essentiell ist und dem Getränk auch seinen Namen gab: die Feuer- beziehungsweise Zuckerzange. Etwa neun Euro bezahlt man dafür im Lüneburger Einzelhandel. Für weitere 17 Euro erwirbt man die Zutaten: zwei Orangen, zwei Zitronen, eine Stange Zimt, zwei Sternanis, fünf Nelken, zwei Liter trockenen Rotwein, einen Zuckerhut und ca. eine halbe Flasche Rum mit mindestens 54 Prozent Alkohol, denn es soll ja schließlich ordentlich brennen. Für das richtige Ambiente zur Feuerzangenbowle gibt es zwei Möglichkeiten: den Film schauen oder eine gesellige Runde organisieren wie die Herren im Film. Bei beiden Varianten sorgen Kerzen und Lichterketten für die passende Atmosphäre. Die brennende Bowle wirkt im schummrigen Licht einfach besser.

Zubereitung:

Orangen und Zitronen in dünne Scheiben schneiden und mit den Gewürzen und dem Wein auf dem Herd erwärmen. Danach stellt man das Werk auf ein Stövchen und legt die Zuckerzange mit dem darauf liegenden Zuckerhut auf dem Topf ab. Der Zucker wird dann im Rum getränkt und angezündet. Anschließend gießt man solange weiter Rum auf den Zucker, bis auch das letzte Zuckerkörnchen abgebrannt ist. Obwohl wir es irgendwie schafften, die gesamte Bowle in Brand zu setzen, erhielt unsere erste eigene Feuerzangenbowle positive Kritiken von der versammelten Testerschar.

Fürs Leben gelernt:

Feuerschutz ist wichtig. Feuerzangenbowle nie unter niedrigen Decken machen und genug Abstand zu brennbaren Dingen einhalten. Es kann schnell passieren, dass Rum daneben tropft und Feuer fängt. Wer an seinem Tisch hängt und seine Wohnung nicht in Flammen setzen möchte, sollte eine feuerfeste Unterlage unter das Stövchen legen, zum Beispiel Alufolie.

Beim Anzünden benutzen risikofreudige Leute ein handelsübliches Feuerzeug, sollten sich dann aber auf einen schnellen Rückzug angesichts der entgegen springenden Stichflamme einstellen. Wer an seinem Leben hängt, wählt besser ein Stabfeuerzeug oder ein langes Streichholz.

Den Rum niemals direkt aus der Flasche nachschütten, da dann schnell alles in Flammen steht. Abhilfe schafft eine Sauciere aus Metall (kein Plastik!).

Das Rezept ist ausbaufähig: Da das Resultat sehr zitronig war und man die Gewürze kaum rausschmecken konnte, sind weniger Orangen und Zitronen und dafür mehr Gewürze sinnvoll. Beispielsweise erhält die Bowle eine tolle Note, wenn man Lebkuchen- oder Spekulatiusgewürz hinzufügt.

Unser Fazit:

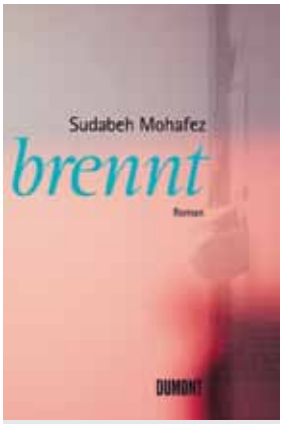
Feuerzangenbowle ist nicht nur eine feurige Angelegenheit, sie wärmt an kalten Wintertagen auch ordentlich durch. Sie steigt anfangs schnell zu Kopf, hat aber bei keinem der Tester am nächsten Tag zu Kopfschmerzen geführt. Insgesamt ist die Feuerzangenbowle sehr empfehlenswert: lecker, effektvoll und genau richtig für kalte Wintertage.

Jelka Göbel und Christina Hülsmann

Hjartan heisst isländisch: Herz

» Über Sudabeh Mohafezs Roman „brennt“

„Die Holzwand links daneben brennt und der Boden vor meiner Tür, und es ist eine Tatsache, daß ich in diesem Moment nachdenke. Ich denke über Wasser nach, über eine Decke zum Ersticken. Ich denke über Schutz nach.“ In der Berliner Musikerin Mané erwacht nach einem Brandanschlag die Erinnerung an ein längst verdrängtes Erlebnis. Sie ist verstört, das Fauchen und Prasseln der Flammen hallt in ihrem Kopf noch lange nach. Unter die Geräusche mischen sich zwei Stimmen, die von Schuld sprechen und immer wieder Manés verstorbenen Geliebten Hjartan erwähnen, den Mané – das glaubt sie nun zu wissen – nie hätte lieben dürfen. Die Gefühle und Erinnerungen, die die Protagonistin quälen, werfen Fragen auf, die bis zum Ende des Romans unbeantwortet bleiben und den Leser in Bann schlagen: Wer war Hjartan? Was ist Mané und ihm in Island widerfahren? Sudabeh Mohafez verlangt ihrem Leser, trotz wunderbar eindringlicher Erzählweise, nicht nur Geduld, sondern auch Konzentration ab. Wiederholungen und Andeutungen ergeben erst nach und nach einen Sinn. Passend dazu ist „brennt“ auch eine Geschichte über die Langsamkeit. Denn neben Hjartan, der sich einen Weg zurück in Manés Erinnerung bahnt, ist da noch der Feuerwehrmann, der ihre Querflöte aus der Wohnung rettet. Er lässt Mané bei sich wohnen, ist geduldig mit ihr, wartet. Wie Schnecken nähern sich die beiden aneinander an. Sudabeh Mohafez versteht es auf sensible Weise die psychologische Innenansicht einer Frau zu zeichnen, die die Vergangenheit loslassen muss, um ins Leben zurückzufinden.



„brennt“ ist im Dumont Verlag erschienen und kostet 18.95 €

Birte Ohlmann

Zu grosse Fussstapfen

» „Ajami – Stadt der Götter“ von Scandar Copti und Yaron Shani

Die verschiedenen Handlungsstränge sind in „Ajami – Stadt der Götter“ eng miteinander verwoben: Da ist der illegale Einwanderer Malek, der seiner todkranken Mutter bei der notwendigen Operation finanziell nicht beistehen kann, es aber verzweifelt versucht. Dann ist da Omar. Auch er braucht Geld, denn nur so kann er eine Blutschuld seiner Familie begleichen. Neben den beiden Männern wird mit dem israelischen Polizist Dando eine den Arabern feindlich gesinnte Figur eingeführt, die den Tod seines Bruders rächen möchte. Die Verbindung der drei Einzelschicksale erinnert aufgrund der nicht chronologischen Erzählweise stark an das Werk der Filmemacher Alejandro González Iñárritu und Guillermo Arriaga (Amores Perros, 21 Gramm und Babel). Da „Ajami“ im gleichnamigen Tel Aviver Stadtteil spielt, kann dies als Anspielung an Fernando Meirelles brasilianisches Meisterwerk „City of God“ verstanden werden. Die prämierten Filme geben die Richtung vor, in die sich die Zuschauer des Dramas begeben. Dem hohen bildästhetischen und erzählerischen Anspruch an die Vorbilder aber können die Regisseure Scandar Copti und Yaron Shani nicht folgen. Zu unausgereift sind die vielen Charaktere. Entschuldbar ist dies nur durch das Casting von Laiendarstellern. Die nunmehr vorliegende Doppel-DVD ist eine Mischung aus einem sehenswerten, aber nicht bahnbrechenden Spielfilm und aufschlussreichen rund 100 Minuten langem Bonusmaterial (Dokumentation über die Produktion, Interviews, Szenenskizzen und Trailern).

Die DVD „Ajami – Stadt der Götter“ (Foto: Neue Visionen)

Björn Buß

Haspa Musik Stiftung

Elbphilharmonie Konzerte

RedTicket

Die besten Plätze für 10 Euro

Mit dem RedTicket günstig zu den Elbphilharmonie Konzerten
(für Schüler, Studenten, Azubis, Wehr- und Zivildienstleistende bis 27 J.)

Warum nicht mal (wieder) ins Konzert gehen? Bei den Elbphilharmonie Konzerten, Hamburgs neuer Konzertreihe, sitzt ihr auf den Top-Plätzen – zum neuen Festpreis von nur 10 Euro. Einfach das RedTicket holen und Weltklasse-Musik live erleben.

Erhältlich ab eine Woche vor dem Konzert
– im Elbphilharmonie Kulturcafé am Mönckebergbrunnen (Starbucks)
– im HaspaJoker Shop in der Filiale am Jungfernstieg (keine Barzahlung möglich)
– unter www.elbphilharmonie.de oder spontan an der Abendkasse

www.facebook.de/elbphilharmonie.hamburg

Gefördert von der Haspa Musik Stiftung

zahnärzte heinicke

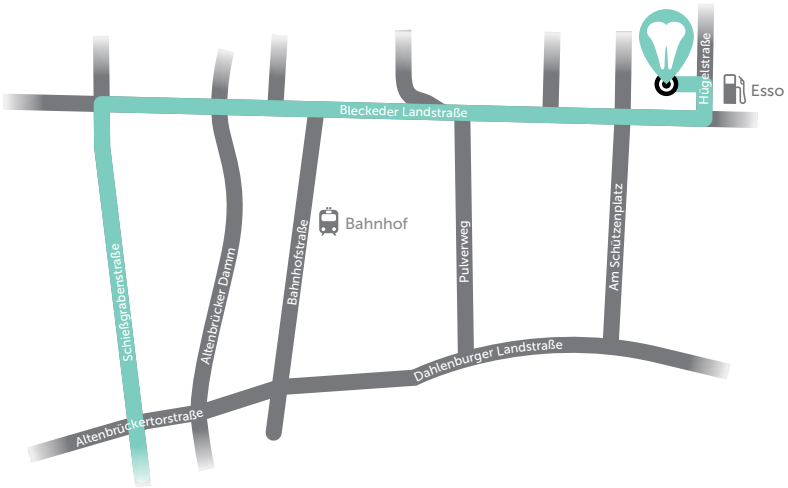
Gemeinschaftspraxis

Hügelstraße 3
21337 Lüneburg

Fon: 0 41 31 / 5 31 21
Fax: 0 41 31 / 70 76 75

kmheinicke@onlinehome.de

- computergestützte Sofortherstellung von vollkeramischer Restauration (CEREC)
- Ozonbehandlung bei Karies + Prophylaxe
- KFO für Kinder und Erwachsene
- Wurzelbehandlungen unter dem OP-Mikroskop



Aus Richtung
Uni/Willy-Brandt-Straße